

Regula Wehlte

ENGELSFLÜGELWEHEN

- Geschichten zu Advent und Weihnachten -

ADVENT- EIN WEG ZUM INNEREN LICHT

Sanfte kleine Glitzersternchen fielen vom Himmel und ließen die Stadt wie mit Puderzucker überstreut aussehen. Die Straßenlaternen tauchten alles in ein warmes, heimeliges Licht.

Magdalena war mit ihren beiden Kindern auf einer Anhöhe angekommen und blickte versunken über die kleine Stadt. "Ein Bild wie auf einer Weihnachtspostkarte, dachte sie. Eine wohlige Adventsstimmung stieg an jenem Samstag vor dem 1. Advent in Magdalena auf.

Ganz in Gedanken versunken stand sie da: "Dieses Jahr werde ich die Adventszeit, die Wartezeit auf das Weihnachtseignis bewusst gestalten. Friedlich und ruhig soll sie sein. Nicht so, wie in den letzten Jahren, als wir alle nur noch gestresst und gereizt das Weihnachtsfest begingen. Eine Weihnachtsstimmung war nie aufgekommen. Aber was ist eigentlich eine Weihnachtsstimmung? Wie fühlt sich eine Weihnachtsstimmung an? ich weiß es nicht mehr so richtig. Was war überhaupt Weihnachten? Konsumrausch und Oberflächlichkeit, das ist doch heute Weihnachten!", sinnierte Magdalena weiter. „'Stille Nacht, heilige Nacht', 'O du fröhliche' und andere Weihnachtslieder kann man an Weihnachten schon gar nicht mehr hören. Damit wird man ja die 4 Wochen vor Weihnachten in den Kaufhäusern, in den Läden und auf dem Weihnachtsmarkt berieselt. Auch der Anblick von Lebkuchen und anderem Weihnachtsgebäck kann ich kaum mehr ertragen. Die sind doch schon seit Mitte September in den Läden zum Verkauf angeboten worden. Was ist Weihnachten? Was ist Weihnachtsstimmung?"

"... Mama komm jetzt endlich!" Wie aus weiter Ferne erreichte das ungeduldige Rufen der Kinder Magdalenes Ohr.

"Advent ist eigentlich eine gute Zeit, sich auf die Suche nach einer Antwort zu machen." dachte Magdalena weiter, ehe sie von dem kräftigen Rütteln und Zerren an ihren Armen aus den Gedanken gerissen wurde. Eine Weile waren die beiden Kinder Johannes und Maria von der schönen Aussicht fasziniert gewesen. Auch die Schneeglitzersterne, die in ruhiger Stetigkeit vom Himmel herunter glitten, hatten sie für eine Weile in den Bann gezogen. Aber dann wurde es ihnen langweilig und außerdem

hatten sie kalte Füße. Auf dem Heimweg hüpften die Kinder, fröhlich Schneeflocken fangend, vor ihrer Mutter her.

Als am nächsten Morgen die Familie aufwachte, war die Welt ungewöhnlich still. Doch nicht lange.

“Mama, Papa schaut, es ist alles ganz weiß draußen!”, schallte es nun durch das Haus. “Kommt doch endlich und schaut!”

Mit der Ruhe und dem besonderen Frieden, der am Morgen draußen die Welt umgab, war es im Haus vorbei. Magdalena und ihr Mann Matthias standen mit einem Stossseufzer auf und gingen ins Kinderzimmer, um aus dem Fenster die weiße Adventslandschaft zu betrachten. Jetzt sah alles nicht mehr nur überpudert, sondern wie in weiße Watte gehüllt aus.

“Wie schön!” rief Magdalena aus. “Eine richtige Adventslandschaft”.

“Ja”, antwortete Matthias. “ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann wir das letzte Mal am 1. Advent Schnee hatten.”

Wieder zurück im Schlafzimmer sagte Magdalena nachdenklich zu ihrem Mann: “Weißt du Matthias, ich habe gestern über Advent und Weihnachten nachgedacht. Ich denke, wenn wir die Adventszeit bewusst gestalten und uns Mühe geben, so könnte es doch dieses Jahr ganz ruhig zugehen und damit könnten wir auch ein schöneres Weihnachtsfest haben.”

“Ja, das stimmt”, antwortete Matthias und zog sich nachdenklich an.

“Dafür haben wir mit dem weißen Adventssonntag einen guten Einstieg bekommen”, fügte er nach einer ganzen Weile hinzu.

Der Sonntag verlief denn auch besonders harmonisch. Ebenso entsprach die erste Adventswoche dem neuen Vorsatz, obwohl die Woche für alle sehr anstrengend war. Als am Freitagabend Magdalena die Einkaufsliste für den Samstagseinkauf vorbereitete, fiel es ihr siedend heiß ein, dass nun der zweite Advent nahte und sie mit der Weihnachtsbäckerei noch nicht begonnen hatte. Dabei wollte sie soviel backen, dass

sie für die Weihnachtsfeier im Theresienstift noch was übrig hatte. Magdalena hatte erfahren, dass das Theresienstift sich um die Armen, Einsamen, Asylanten und Obdachlosen, kurz um die Benachteiligten in unserer Gesellschaft kümmerte und froh über jede Gabe war. Auch für den Kinderweihnachtsgabentisch dort, wollte sie etwas beitragen. Doch sie wusste noch nicht was. Nur noch 3 Wochen bis Weihnachten! Eifrig schrieb Magdalena die Einkaufsliste fertig und überprüfte, ob sie keine Zutat für die Weihnachtsbäckerei vergessen hatte.

“Nun die Kinder werden mir sicher gerne beim Backen helfen”, dachte sie halbwegs beruhigt. Sie betrachtete den großen Einkaufszettel: “Es ist doch eine ganze Menge Zeugs zusammengekommen. Da muss Matthias morgen mir beim Tragen helfen. Alleine schaffe ich es nicht und mit dem Auto kann ich’s vergessen. An den Adventsamtagen kriege ich keinen zentrumsnahen Parkplatz.”

Mit einem leichten Stöhnen stand Magdalena vom Tisch auf und ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes.

“Matthias?”

“Ja, Magdalena?” kam es müde vom Arbeitstisch.

“Du musst morgen mit zum Einkaufen!”

“Was heißt ich muss morgen mit zum Einkaufen?” antwortete Matthias leicht gereizt. Er hatte sich selber viel vorgenommen und wusste nicht so recht, wie er das alles schaffen soll. Er wollte endlich die Anlage für die elektrische Eisenbahn bauen. Den Plan hatte er schon lange fertig. Die Eisenbahnanlage sollte besonders schön werden, mit Berg und Fluss und noch manch anderem. Nicht so ein langweiliger Kreis, wie bei seinem Vater. Seine Kinder mussten eine tollere Eisenbahn bekommen, damit das Spielen auch so richtig Spaß machen würde. Seine ganzen Jugendträume und -wünsche hatte er sich in den Bauplan hineingezeichnet. Die Elektrik würde sicher auch noch eine Menge Zeit kosten und am Heilig Abend sollte doch alles fertig sein. Er schob dieses Projekt schon ein paar Jahre vor sich her, war aber nie dazugekommen. Dieses Jahr da musste es endlich klappen. Auch wollte Matthias dieses Weihnachten den Kindern nicht etwas Gekauftes schenken, sondern etwas Selbstgebautes, damit sie einen anderen Bezug zu den Weihnachtsgeschenken bekämen.

Plötzlich fühlte er einen Stich ins Herz. Er hatte seinem Freund versprochen am Samstag beim Einbau der Sauna zu helfen!

“Keine Zeit!”, brummelte er unwirsch.

“Was heißt keine Zeit! Wenn man dich mal braucht!” entgegnete Magdalena ärgerlich.

“Ich habe Peter versprochen, dass ich ihm beim Einbau der Sauna morgen helfe. Außerdem habe ich noch einiges anderes zu tun.” Matthias’ Ton war noch etwas gereizter geworden.

“Aber das kannst du ja auch noch nach dem Einkauf machen.”

“Nein, wir haben uns um neun verabredet.”

“Dann ruf ihn halt an, dass du später kommst, so zehn, halb elf. Das reicht auch noch.”

“Wie stellst du dir das eigentlich vor! So schnell geht das nicht!” erwiderte Matthias barsch.

Sauer wandte sich Magdalena um und ging in die Küche zurück. Sie fühlte wie ihr Kopf heiß wurde und der Ärger den Hals zuschnürte. Friedlich sollte doch die Adventszeit sein. Eigentlich konnten Johannes und Maria ihr beim Tragen helfen, kam es ihr in den Sinn. Versöhnt ging sie wieder zum Arbeitszimmer zurück.

“Tut mir leid Matthias, dass ich so unfreundlich zu dir war und ich dich auch nicht vorher gefragt habe, ob du Zeit hast.”

“Auch mir tut es leid dass ich dich so angepflaumt habe”, antwortete Matthias, der sich mittlerweile ebenfalls daran erinnerte, dass sie sich vorgenommen hatten, die Adventszeit friedlich zu gestalten. “Die Lebensmittelläden machen ja schon um acht auf. Wenn wir gleich dann Einkaufen gehen, denke ich, dass wir bis zehn fertig sind. Dann fange ich bei Peter halt eine Stunde später an.” Magdalena umarmte dankbar ihren Mann.

Der Samstagvormittag verging friedlich und harmonisch. Am Mittagstisch eröffnete Magdalena ihren Kindern, dass sie die Beiden zum Plätzchen backen eingeplant hatte.

“Keine Lust”, sagte Johannes, “außerdem habe ich den Nachmittag schon mit meinen Freunden verplant!”

Johannes war in einem Alter, wo er Kochen und Backen für Weibersachen hielt. Er empfand es unter seiner Würde als starker 'Mann' solche Arbeiten zu verrichten. Da brauchte er schon eine andere Herausforderung, damit alle auch sehen konnte, was für ein toller Kerl er war. Auch Maria sagte ihre Hilfe ab, da sie sich mit ihren Freundinnen verabredet hatte. Für sie gab es Wichtigeres zu tun, als Mama zu helfen. Sie fand inzwischen, dass Weihnachtsplätzchen backen öde und spießig war. Maria hatte sich eine neue Ausgabe ihrer Jugendzeitschrift besorgt und da gab es mit ihren Freundinnen einiges zu besprechen, vor allem was das Thema Männer betraf.

“Nicht einmal auf seine Kinder kann man sich verlassen!“, schimpfte Magdalena wütend. „Da rackert man sich für euch ab, aber das ist ja euch egal. Und wenn man bis zum Umkippen für euch schuftet, das ist euch doch gleichgültig!“

“Das ist dein Problem, du musst es ja nicht tun. Kauf halt welche.“ antwortete Johannes fast ein wenig herablassend und kam sich dabei großartig vor. So richtig cool, wie das neuerdings hieß.

Auf einmal fiel Magdalena wieder der Friedensvorsatz ein. “Nun gut, dann geht halt!“, sagte sie in einem versöhnlichen Ton zu ihren Kindern.

Für den zweiten Advent plante Magdalena ein gemütliches Kaffeetrinken mit dem ersten Weihnachtsgebäck. Doch jeder hatte wieder etwas anderes vor und fand dieses Ansinnen als unnötige Zeitverschwendung. So blieben die Spannungen nicht aus und jeder verzog sich mit einer beleidigten Mine.

“Wie schwer das doch ist, mit dem Advent!“, seufzte Magdalena und zog ihren Mantel an, um laufen zu gehen. So konnte sie am besten ihren Ärger loswerden. Der Schnee war weg geschmolzen, Regen hatte die Erde ganz aufgeweicht und der Himmel war noch immer wolkenverhangen. Draußen schien alles genauso so traurig und öde, wie in ihrer Familie. Verschwunden war die schöne Adventslandschaft.

“Und bei dem traurigen Anblick soll einer noch in eine Adventsstimmung kommen. Kein Wunder, dass alles so blöd läuft!” dachte Magdalena wütend. “Warum ist das alles in der Adventszeit nur so schwer? Aber war das nicht auch so, in der Zeit kurz bevor Jesus geboren wurde? Es ist doch nicht umsonst die Rede vom Erlöser der Welt. Vielleicht müssen die Menschen dies jedes Jahr im Kleinen wieder erleben!” Wieder fiel Magdalenas Blick auf die monotone Landschaft. “Ist die Landschaft wirklich öde? Oder ist es nicht eher so in mir?” fragte sie sich. Auf einmal nahm sie das Filigrane der Winterbäume bewusst wahr. Wie schön sie doch waren, diese blattlosen Baumgestalten!

Magdalena war mittlerweile am Wald angelangt und an einem Baum stehen geblieben. Erst jetzt sah sie, dass der Baum Knospen hatte. Dies war ihr noch nie aufgefallen. Sie entdeckte an allen Bäumen die Knospen. “Ein neues Leben!” dachte sie. “Nein die Bäume sind nicht leer, sie haben nur alles nach innen verlagert. Das Leben hat sich aus der Außenwelt in das Innere der Erde oder der Bäume zurückgezogen. Ist es nicht eigentlich auch mit der Seele des Menschen so?” fragt sich Magdalena. “Vielleicht ist deswegen alles schwieriger, weil man immer mehr mit sich selber konfrontiert wird.”

Ein Stimmengemurmel riss Magdalena abrupt aus ihren Gedanken. Eine Gruppe von Menschen machte mit dem Förster eine winterliche Waldführung.

“... und nun kommen wir - erkennt jemand den Baum? - Nein? Nun ohne Blätter ist das auch schwierig. Es ist eine Eiche. Die Eiche erkennt man ...”

“So etwas muss ich auch mal mitmachen.” dachte Magdalena “Es ist sicherlich eine gute Sache, sich besser in der Natur auszukennen. Es ist alles so faszinierend. Auch im Winter.”, überlegte Magdalena und spürte gleichzeitig, wie wieder innere Ruhe in sie einkehrte.

“... Im Winter zieht der Baum seine Säfte ganz zurück.”, hörte sie den Förster wieder. “Aber, sie werden es kaum glauben, an Weihnachten beginnen die Säfte wieder langsam nach oben zu steigen, ohne dass man das gleich sehen und bemerken kann. ...” Die Gruppe war an Magdalena vorbeigelaufen und nun konnte sie nichts mehr verstehen. Gleich begann sie wieder ihren Gedankenfaden aufzunehmen: “Wenn die Seele den gleichen Weg nimmt, wie die Natur... an Weihnachten, wenn wieder die Säfte der Bäume zu steigen beginnen... das würde dann bedeuten, dass die Seele

kurz vor Weihnachten im tiefsten Innern des Menschen ist, also der Mensch am meisten mit sich selber, mit seinen Fehlern und Schwächen konfrontiert wird. Nur wenn er sich damit auseinandergesetzt hat, ist er bereit für Weihnachten... bereit, dass die Seele ihren Weg in das äußere Umfeld antreten kann. Und weil die Seele so stark nach innen gewendet ist, weil man so mit sich selber konfrontiert wird, geht der Blick für den anderen, für den nächsten Mitmenschen leicht verloren... Advent, ein Weg immer wieder neu zu üben, über seine Schwächen und Schwierigkeiten herauszuwachsen... nicht nur inwendig zu schauen, sondern gleichzeitig, den Blick nach außen zu seinen Mitmenschen nicht zu verlieren. Eigentlich ist das toll, dass uns Gott immer wieder neu durch Schwierigkeiten, Krisen und Prüfungen die Chance gibt, wach zu werden und es immer besser zu machen." Sie fühlte wie bei diesen Gedanken eine wohlige Wärme in ihrem Innern aller Ärger vertrieb. Frohgemut trat Magdalena den Heimweg an. Vielleicht hatte sie jetzt den Anfang einer Antwort gefunden, auf ihre Frage was Weihnachten bedeuten könne.

Zu Hause angekommen ging sie stillvergnügt ihrer Arbeit nach. Als sie müde ins Bett sank und den Tag nochmals an sich vorüberziehen ließ, war sie erstaunt, wie viel sie trotz ihres ausgiebigen Spaziergangs geschafft hatte.

Am Anfang der zweiten Adventswoche ging alles wieder leichter. Zwar nahmen die Nörgeleien der Kinder zu, je mehr es dem dritten Advent zuging und auch Matthias war immer häufiger gereizt, doch Magdalena gelang es stets wieder Frieden ins Haus zu bringen. Sie fühlte sich von dem Gedanken des vergangenen Sonntags getragen und gehalten. Jedes Mal, wenn sie daran dachte, spürte sie eine kraftvolle Wärme in ihrem Herzen.

Nach dem 3. Advent wurde die Situation immer schwieriger. Matthias bekam noch viele Überstunden aufgebrummt. Er war in der Computerbranche tätig und so kurz vor dem Jahrtausendwechsel fiel es noch einer Reihe Firmen ein, sicherheitshalber den Computer doch von einem Fachmann für diesen besonderen Jahreswechsel sicher zu machen, damit nicht unter Umständen nach Neujahr die ganze Produktion zum Stillstand kam. Gleichzeitig aber war weder die elektrische Eisenbahn vollständig aufgebaut, noch die Weihnachtsgeschenke für die Kinder fertig hergestellt. Seine Frau wollte obendrein auch noch seine Hilfe. Anstelle Magdalena in seine Sorgen einzuweißen, reagierte Matthias in der Regel aggressiv, zog sich immer häufiger gekränkt zurück und war für eine Weile nicht mehr ansprechbar. Die Kinder hatten in

der Schule noch eine Menge zu tun. Manche Lehrer hatten mit ihren Unterrichtstests zu lange gewartet, andere merkten, dass sie mit dem Unterrichtssoll für das erste Halbjahr deutlich im Verzug waren. Einerlei, sie stopften den vorweihnachtlichen Unterricht mit einem Berg von Wissen voll und ließen die Hausaufgabenmenge zum Leid der Kinder ausufern. Johannes und Maria kamen ebenfalls nicht dazu, sich um die Weihnachtsgeschenke zu kümmern und die Angst alles nicht mehr rechtzeitig zu schaffen, ließ die Kinder immer mehr unwirsch reagieren. Sie verweigerten jede Hilfe im Haushalt und bei den Weihnachtsvorbereitungen.

Magdalena fühlte sich von allen im Stich gelassen. Noch hatte sie nicht ausreichend Weihnachtsplätzchen und immer noch keine Idee für den Kinderweihnachtsgabentisch des Theresienstiftes. Magdalena war nur noch am Schimpfen. In der letzten Adventswoche kam noch Ärger mit einem Nachbarn hinzu, als ob das andere nicht schon reichen würde. Die stärkenden Gedanken des zweiten Adventssonntages hatte sie ganz vergessen. Es war, als hätte es diese nie gegeben.

Johannes und Maria öffneten das letzte Türchen des Adventskalenders, hinter dem das Bild von Jesu Geburt erschien. Sie entnahmen das große Schokoladendstückchen, welches sich noch als Letztes darin befand – ein Grund den Adventskalender nicht uncool zu finden.

Magdalena bekam in den Geschäften nicht mehr alles für das Weihnachtsmenü, weil sie erst jetzt dazukam, sich darum zu kümmern. Den Weihnachtsbaum hatte sie auch noch selber holen müssen. Zudem blieben das Aufstellen und Schmücken an ihr hängen. - Zu guter Letzt fiel ihr noch ein, dass sie keine Weihnachtsgeschenke für Mann und Kinder hatte. Die Tischdekoration war nicht fertig, dabei hatte Magdalena sich dieses Jahr eine besonders schöne, aber auch recht arbeitsaufwändige ausgedacht. Magdalena hätte sich am liebsten in den hintersten Winkel des Hauses verkrochen und losgehault. Zum Teufel mit der Weihnachtsstimmung! Da wollte sie alles dieses Jahr besonders schön und gut machen und jetzt war es so schlimm wie noch nie! Magdalena ahnte nicht, dass die anderen Familienmitglieder das gleiche Bestreben hatten. Jeder wollte mehr, als zu schaffen war. Die Luft war zum Schneiden dick; die Stimmung kurz vor der großen Explosion.

“Schöne Weihnacht wird das dieses Jahr wieder! Dabei sollte es doch jetzt alles anders werden: ruhig, friedlich, besonders schön und besinnlich.”, dachte Magdalena wütend. “Und Matthias besteht auch noch auf die Weihnachtsgans am Heilig Abend,

als ob ich nichts anderes zu tun hätte. Die Sachen müssen auch noch ins Theresienstift!”

“Johannes, Maria” rief sie laut und ärgerlich, “kommt sofort in die Küche!” Die Kinder zeigten keine Reaktion. Verärgert stapfte Magdalena zum Kinderzimmer und riss die Türe auf.

“Lass uns in Ruhe!” kam es wütend aus dem Kinderzimmer und nur durch einen Sprung nach hinten konnte Magdalena verhindern, dass die Türe an ihren Kopf knallte. Nun war das Maß voll. Magdalena brüllte ihre Kinder vom Flur aus an. Sie wusste nicht, dass die Kinder Angst hatten, sie würde ihr eigenes Weihnachtsgeschenk sehen und damit die Freude verderben.

Als aus dem Kinderzimmer keine Reaktion kam und auch ihr Mann sich nicht zeigte, um ihr zu helfen, schlug die Wut in Verzweiflung um. Dicke Tränen rollten ihre Wangen hinunter und formten sich allmählich zu einem Bächlein. Magdalena sah alles nur noch durch einen Schleier, was sie in ihrer Arbeit behinderte. Aber sooft sie auch die Augen trocknete und versuchte mit Weinen aufzuhören, es gelang jedoch nicht. “Alles ist noch viel ärgerlicher als früher!”, schoss es ihr durch den Kopf und dabei hatte sie sich doch solche Mühe gegeben, dass es besser wird. “Warum, warum nur ist das so?” Tiefe Einsamkeit und Hilflosigkeit umfing Magdalena.

Es war schon Nachmittag. Das Mittagessen hatte jeder vergessen. Während Magdalena schluchzend am Küchentisch saß, hört sie in der Ferne das Martinshorn. Erschrocken sprang sie auf, als sie das Auto mit dem Martinshorn direkt am Haus vorbeifahren und kurz danach anhalten hörte. Immer mehr Martinshörner waren zu hören. Magdalena ging an das Fenster um zu schauen, was los war. Das Haus schräg gegenüber brannte lichterloh.

“Das ist doch die Wohnung der Familie Bratschek!”, dachte Magdalena erschrocken. “Vor kurzem erst starb der einzige hier wohnende Verwandte und jetzt das! Auch noch an Heilig Abend! Was ist das für eine Weihnacht, wenn man alles verloren hat! Und niemand in der Nähe! Fassungslos stand Magdalena am Fenster. Ihre Tränen waren versiegt und eine innere Leere machte sich in ihr breit. „Mein Gott!“, rief sie ein ums andere Mal leise aus.

Die Familie Bratschek war nicht reich. Sie kam immer gerade mit dem geringen Verdienst des Mannes zurecht. Die Frau war bis jetzt arbeitslos. Herr und Frau Bratschek hatten nie so richtig Kontakt mit den Nachbarn und andern Bewohnern der Stadt bekommen. Es waren russische Aussiedler, die nur wenig deutsch konnten.

Langsam wich die Erstarrung von Magdalena und machte es ihr möglich wieder klare Gedanken zu fassen. Vergessen war all der Ärger. Wie klein war doch die eigene Not gegenüber der Not der Nachbarn mit den fünf kleinen Kindern. Magdalena schämte sich zutiefst.

Unbemerkt hatten sich Matthias und die Kinder zu ihr gesellt. Ihnen ging es nicht anders.

“Wir müssen denen helfen! Die frieren sicher schon da draußen. Zum Mantel anziehen hatte die Zeit sicher nicht mehr gereicht und draußen herrschen Minustemperaturen!”, dachte Magdalena laut vor sich hin.

“Ja wir müssen die Familie aufnehmen!”, antwortete Matthias. Erschrocken drehte sich Magdalena um und sah ihren Mann und ihre Kinder stehen.

“Ja Mama, die armen Kinder!” sagte Johannes und Maria fügte hinzu “Sie haben doch keine Freunde, keiner mag die doch so richtig.” Wie auf ein Zeichen hin zogen alle gleichzeitig Winterjacken und Stiefel an.

Als sie beim Haus ankamen, sahen sie die vor Kälte zitternd Familie alleine dastehen, Wie betäubt starrten die sieben in die Flammen. An Zuschauer mangelte es nicht, aber keiner war auf die Idee gekommen sich um die Familie Bratschek zu kümmern. Im Gegenteil es wurde abfällig über sie gesprochen und ihnen im Geheimen die Schuld für den Brand untergeschoben. Es waren halt Fremde diese Bratscheks. Ohne zu zögern gingen Magdalena und Matthias mit ihren Kindern auf die Familie zu.

“Kommen Sie mit uns. Sie können vorerst bei uns wohnen.” Wie aus einem Mund kam es von Magdalena und Matthias.

Gleichzeitig fügten beide Kinder hinzu: “Wir geben euch unser Zimmer.”

Doch von der Familie Bratschek kam keine Reaktion.

“Sie stehen unter Schock”, sagte Matthias leise.

“Ja, wir müssen sie da wegholen!” fügte Magdalena hinzu.

Maria und Johannes nahmen die vier jüngsten Kinder an die Hand. Magdalena das fünfte Kind und legt ihren Arm um die Schultern der Frau und Matthias den seinigen um die Schultern des Mannes. Gefolgt von erstaunten, verständnislosen Blicken führten sie die Familie in ihr Haus. Im Vorbeigehen informierten sie noch die Polizei.

Vergessen war der aufgestellte, aber noch nicht geschmückte Christbaum; die unfertigen Geschenke; den Ärger wegen dem Weihnachtsessen; die nicht im Theresienstift abgegebenen Sachen und die nicht fertig aufgebaute Eisenbahn. Es war alles so unwichtig geworden angesichts der großen Not, der anderen. Allmählich kamen die Bratscheks zu sich. Staunend ließen sie alles mit sich geschehen. Magdalena setzte sie an den Tisch im warmen Wohnzimmer. Die beiden Kinder steckten schnell ein paar Kerzen auf. Ein bisschen Weihnachten sollten die armen kleinen Kinder doch haben. Magdalena improvisierte mit dem Weihnachtsessen, denn es musste nun für elf anstatt für vier Personen reichen. Ehe er eindeckte, versuchte Matthias dem Esstisch so gut er es konnte etwas weihnachtlichen Glanz zu verleihen.

Als alles fertig war und das Essen auf dem Tisch stand, zündete Magdalena die Kerzen an und Matthias legte eine Weihnachts-CD auf.

Nach dem Essen holte Magdalena das Weihnachtsgebäck und war nun froh, noch die Plätzchen im Haus zu haben, die für das Theresienstift bestimmt waren. Sie holte die für dieses Stift gedachten Kinderpäckchen, in denen sich Kleidungsstücke und Spielsachen befanden. Für die beiden Erwachsenen packte sie schnell verschiedene Kleidungsachen von sich und ihrem Mann zusammen und übergab alles den Bratscheks. Der Familie erschien es, als wäre alles ein Traum.

Magdalena und Matthias fielen erschöpft aber glücklich ins Bett, nachdem sich die Kinder auf ihrem Matratzenlager bequem gemacht und das Ehepaar Bratschek sich in das andere Kinderzimmer zurückgezogen hatten,

“Das war, von dem Unglück abgesehen, der schönste Heilig Abend, den ich erlebt habe.” sagte Matthias und Magdalena meinte: “Ja, heute war endlich wieder eine Art Weihnachtsstimmung in mir, als wir alle eng bei Kerzenlicht um den Tisch saßen. Es war so friedlich, wie schon lange nicht mehr. Kein Streit, kein unfreundliches Wort.

Und irgendwie werden wir es auch als elfköpfige Familie schaffen. Wir müssen halt zusammenrücken.“

“Gemeinsam schaffen wir es“, sagte Matthias schon im Halbschlaf.

Magdalena konnte, obwohl sie sehr müde war, nicht einschlafen. Zu vieles ging ihr durch den Kopf. “Warum war es heute ein Weihnachtsfest, wie ich es mir immer so gewünscht hatte, obwohl etwas ganz Schreckliches passiert war? War es nicht Liebe, die uneigennützig Liebe, die den Frieden einkehren ließ? War es bisher nicht so, dass obwohl jeder etwas für den Anderen tat, letztlich doch nur an sich dachte? Jeder setzte doch seine Tätigkeiten unentwegt in Beziehung zu sich selber. Jeder wollte auf seine Weise sehr gut dastehen. Jeder wollte zeigen wie gut er das Vorhaben einer ruhigen Adventszeit und einem besinnlichen Weihnachtsfest umsetzen kann. Darum wäre es vor dem Brand beinahe das schlimmste Weihnachtsfest geworden. Weihnachten findet in uns statt“, führte Magdalena ihren inneren Monolog weiter, “und nicht außen. Alles Äußere ist unnötig. Ja, gerade weil wir das Heil in Äußerlichkeiten gesucht haben; gerade weil wir durch viel Äußerlichkeiten meinten, in Weihnachtsstimmung zu kommen... damit haben wir uns nur noch in zusätzlichen Stress gebracht, haben uns heillos überfordert. Deshalb wurde alles so schlimm. Erst als nur noch sehr wenig da war und wir unsere ganze Liebe der Familie Bratschek geschenkt hatten, wie die Hirten und Könige dem Jesuskindlein, als nur noch der Mensch wichtig war, kam die Weihnachtsstimmung auf. Ja, jetzt weiß ich was Weihnachten ist. Weihnachten findet nur tief im Herzen statt. Heißt es nicht auch: ‘Weihnachten ein Fest der Liebe?’ Hat nicht Jesus die selbstlose Nächstenliebe in die Welt gebracht? Ja, Advent bedeutet auch, sich auf den Weg zu machen, um das innere Weihnachtslicht zu finden. Und dieser Weg muss jedes Jahr aufs Neue gegangen werden. Und nur wenn ich mich auf diesen inneren Weg konzentriere und mich nicht in Äußerlichkeiten verliere, kann es in mir Weihnachten werden. Jetzt weiß ich was Weihnachten ist. Jetzt habe ich die Antwort gefunden!” Erfüllt von einem Gefühl tiefer innerer Freude und Zufriedenheit schlief Magdalena ein.

DER FRUSTRIERTE WEIHNACHTSMANN

Da hängt er nun wieder der Weihnachtsmann aus Plastik und tut einmal mehr so, als würde er die Wand hochklettern. Um ihn herum flackern, zittern und wechseln die

bunten Lichter der Weihnachtsbeleuchtung. Sie brachten genau so viel Unruhe, wie die Menschenmasse in der Bahnhofshalle. Verschiedene Gebilde aus künstlichen Zweigen und ein großer echter Weihnachtsbaum mit elektrischen Kerzen, vervollständigten die weihnachtliche Dekoration des Bahnhofes.

„Jetzt muss ich wieder vier Wochen lang die kahle Bahnhofswand anschauen!“, brummelte der Weihnachtsmann in seinen Kunstbart. Dummerweise war der erste Advent in den November gefallen. „Ewig die gleichen Flecken und Schlieren. Da verblödet man doch total!“, dachte er und noch ein paar gar nicht weihnachtliche Gedanken, schon gar nicht für einen Weihnachtsmann. Aber er konnte bei diesem öden Anblick einfach nicht anders. „Warum darf ich nicht einfach auf einer Schaukel oder woanders sitzen mit Blick auf das bunte Bahnhofstreiben? Dann wäre es nicht so endlos langweilig! Nun muss ich schon das zehnte Jahr diesen Schwachsinn mitmachen. Wen interessiert schon der Rücken eines Weihnachtsmannes?“

Tag um Tag verging und der künstliche Weihnachtsmann hätte viel darum gegeben, wäre es ihm wenigstens möglich gewesen, die Verunzierungen der Wand künstlerisch zu verwandeln. Von dem Geblinke um ihn herum bekam er allmählich Kopfschmerzen. Die einzige Abwechslung, die er in dem öden Alltag hatte, waren die unterschiedlichen Geräusche.

Wie immer in Eile huschte in der Nacht zum 6. Dezember der Heilige Nikolaus vorbei. Er hatte bereits im Himmel die Not des Kunststoffweihnachtsmannes gesehen und beschloss ihm zu helfen, so quasi als Geschenk zum zehnjährigen Arbeitsjubiläum.

„Schau doch einfach nicht hin!“, raunte er ihm ins Ohr und schon war er wieder fort. Sofort schloss der Weihnachtsmann die Augen. Mit einmal war die Langeweile verschwunden. Er merkte, dass seine Ohren, obwohl aus Kunststoff, ganz fein waren. Er konnte alles hören, all die vielfältigen Geräusche: das Rollen, Kratzen, Kreischen, Quietschen, Klappern, Fauchen, Rumsen der Bahn, das Schleifen, Schlurfen, Klappern, Klickklacken, Dubdubben der menschlichen Schuhwerke, das Rülpsen, Räuspern, Husten, Hüsteln, Lachen, Kichern, Reden, Schreien, Meckern, Pfeifen, Summen, Singen, Weinen, Schluchzen, Jammern, Schmatzen, Schnalzen der unzähligen Zweibeiner-Kehlen. „Was die Menschen so alles von sich geben!“, dachte der Weihnachtsmann. „Wenn die wüssten, welchen Unfug das manchmal ist!“ Es dauerte

nicht lange und der unechte Weihnachtsmann sah lauter Bilder vor seinen Augen und in seinem Gehirn entstanden nichts als Geschichten rund um die Geräusche und Laute die ihn umgaben. Er merkte gar nicht mehr wie die Tage kamen und gingen. Für ihn war es so, als würde er einen spannenden Film nach dem anderen anschauen.

Plötzlich packte ihn ein kaltes Etwas und machte sich an ihm zu schaffen. Erschrocken öffnete der Plastikweihnachtsmann die Augen und sah die Männer, die sämtliche Weihnachtsdekorationen abmontierten. Der Weihnachtsmann schloss schnell wieder seine Augen, denn er konnte sich an den inneren Filmen nicht mehr satt sehen und das Beste an allem war, er konnte diese Bilder mit ins Sommerquartier nehmen. Seit jenem Jahr war auch für diesen Weihnachtsmann die Advents- und Weihnachtszeit zu einer fröhlichen Zeit geworden und ob er jemals seine Augen wieder öffnete, konnte keiner mit Bestimmtheit sagen.

DER TRAURIGE WEIHNACHTSBAUM

Wie jedes Jahr zäunte sich Markus Bleimüller mit städtischer Erlaubnis ein Stück des großen Parkplatzes ein, um seine Weihnachtsbäume aufzustellen und zu verkaufen. Er war der einzige Baumverkäufer, der auch an die dachte, die ohne Auto unterwegs waren. Er lieferte die Bäume auf Wunsch aus.

Auf seinem kleinen Lastwagen türmen sich die Tannen, Fichten und Kiefern. Baum um Baum lud er ab und platzierte sie in die aufgestellten Ständer zur Besichtigung für seine Kunden. Da entdeckte er eine Blautanne von stattlicher Größe, die krumm und schief gewachsen war. An einer Seite hatten die Äste wenig Platz zum wachsen gehabt. Die vielen gelben Nadeln zeugten zudem von Lichtmangel an dieser Stelle. Die lange Spitze war abgeknickt. „Was für ein hässliches Gestrüpp!“, dachte Bleimüller, „Das werde ich doch nie los!“ Mit Abneigung verbannte er den Baum in die hinterste Zaunecke. Von dort schaute die Blautanne geknickt dem geschäftigen Treiben zu. Nicht einmal einen Ständer hatte sie bekommen.

„Ach“, seufzte die Tanne, „Zu früh gefreut! Die hatten schon recht im Wald, dass ich für einen Weihnachtsbaum viel zu hässlich bin.“ Sie hatten sie nur zu oft ausgelacht, wenn die große Zeit kam, in der die edlen Bäume ausgezeichnet wurden. Stolz waren diejenigen, die auserwählt waren, die Weihnachtsstuben zu schmücken.

„Du bildest dir ein, dass du für diese hohe Aufgabe ausgesucht wirst, du hässlichster aller Bäume?“, riefen sie ihr lachend zu. Oft hatte die Blautanne deswegen geweint und wie stolz und glücklich war sie dieses Jahr gewesen, als sie zu den Auserwählten gehörte. Fassungslos hatten die anderen Bäume zugeschaut, als sie geholt wurde. Diese konnten es nicht verstehen, dass man sie, die doch viel schöner waren, zurückließ.

„Seht ihr, ich werde doch ein Weihnachtsbaum“ hatte die Blautanne ihnen schadenfroh zugerufen.

Sie hörte wie die anderen Bäume auf dem Platz kicherten und ‚war doch nur ein Irrtum‘ tuschelten. Ein Baum nach dem anderen fand ein neues zu Hause und die Blautanne wurde von Tag zu Tag trauriger. Schweren Herzens schaute sie dem unvermeidlichen Ende auf einer Gartenabfalldeponie entgegen. Welch eine Schande! Nacht für Nacht konnte die traurige Blautanne vor lauter Weinen nicht schlafen.

In der Nacht zum Dritten Advent, als alle Bäume schliefen, wurde es plötzlich hell um sie. Erstaunt erblickte sie Engel, die sie umkreisten und in himmlischen Tönen sangen: „Sei getrost, dein Wunsch wird sich erfüllen. Halleluja. Gott liebt alle seine Geschöpfe. Halleluja. Sei getrost...“ Die Blautanne kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus. Gerade wie ein Wunder erschien ihr alles. Sie fühlte einen großen Trost in ihrem Innersten und die Tränen versiegten. Allmählich wurde es wieder dunkel. Die Engel waren verschwunden und mit ihr der Gesang. Zum ersten Mal, seit sie hier stand, schlief die Blautanne ein.

Frisch erquickt erwachte sie am Sonntagmorgen. Hatte sie geträumt oder wirklich Engel gesehen und gehört? Sicherlich nur geträumt. Aber seltsam, sie war gar nicht mehr so traurig, nur ein wenig noch, wenn wieder einer ihrer Genossinnen den Platz verlies.

Franziska Schönhof hatte 5 Tage vor Heilig Abend viel zu tun und noch immer keinen Weihnachtsbaum. Ungeduldig saß sie an jenem Tag beim Arzt im Wartezimmer. Ausgerechnet heute war es rappellvoll und es wollte nicht so richtig vorwärts gehen. Es war der einzige Tag, an dem sie bei Tageslicht Zeit hätte einen Christbaum auszusuchen. Es wurde ja schon kurz nach vier dunkel! Sie begann nervös mit den Beinen zu schlenkern und auf dem Sitz herumzurutschen. Die Zeitspanne zwischen Arzt und Friseurtermin wurde immer kürzer. Endlich kam sie dran und als sie fertig war, eilte sie auf den Parkplatz mit dem Christbaumverkauf. Sie suchte eine schön gewachsene Blautanne aus und bat Bleimüller senior den Baum auszuliefern.

„Das macht mein Sohn“ erklärte er undeutlich, derb. „Der liefert gerade aus. Der muss gleich zurückkommen. Sie können auf ihn warten“, sagte Karl Bleimüller zur Schönhof. Sie bestätigte mit einem kurzen Kopfnicken. Doch der angekündigte Augenblick wurde lang und länger. Allmählich nahte die letzte Möglichkeit mit dem Bus pünktlich zum Friseurtermin zu kommen.

„Ich muss jetzt gehen, mein Bus fährt gleich“, sagte Schönhof zu dem alten Mann. „Können Sie nicht meine Adresse aufschreiben und den Baum zur Auslieferung fertig machen?“, fragte sie mit leicht ungeduldigem Unterton.

„Na ja, geht schon. Kann ich schon machen.“, brummelte der alte Mann kaum verständlich vor sich hin und schrieb Name und Adresse auf. Den Baum stellte er auf die Seite.

„Was kostet der Baum?“, fragte Franziska Schönhof den Geldbeutel zückend.

„Weiß ich nicht, macht mein Sohn. Zahlen Sie wenn er gebracht wird.“

Etwas unwohl war es Franziska schon bei dieser Sache. Letztes Jahr wurde der Baum gleich bezahlt, vor ihren Augen in ein Netz gepackt und mit dem Adressenzettel versehen.

Auf dem Weg zum Bus nahm sie ihr Handy in die Hand, um Tante Frieda Bescheid zu sagen, die zu Besuch war und derzeit auch nicht gerade zur Schonung Schönhofs Nerven beitrug.

„Wenigstens habe ich jetzt meinen Baum“, dachte sie während sie in den Bus einstieg. „Und Tante Frieda kann sich nützlich machen und ihn in Empfang nehmen.“

Nach einer Weile kam Markus Bleimüller von seiner Auslieferungstour zurück. Vater Karl bediente gerade einen Kunden. Weitere gingen durch die inzwischen lichten Baumreihen. Sofort steuerte Markus auf eine Kundin zu, die gerade die abseits stehende Blautanne betrachtete.

„Die?“, fragte der junge Bleimüller.

„Ja,“ antwortete die Kundin. „Die ist ausgesprochen schön.“

Kaum war die Frau mit ihrer Eroberung weggefahren, kam Vater Karl und entdeckte gleich die leere Stelle.

„Wo ist er?“, fragte er seinen Sohn.

„Wer?“

„Die Blautanne da.“

„Die? Tja, den hab ich gerade verkauft!“

„Bist du verrückt?“, rief Vater Bleimüller. „Der war reserviert! Hast du Tomaten vor den Augen und Grütze im Gehirn? Was meinst warum er weg von allen andern Bäumen stand? Und jetzt?“

„Was hast du verlangt?“

„Nichts, hättest beim Ausliefern kassieren sollen.“

„Was willst du? Ist ja nichts passiert!“, sagte Markus Bleimüller erleichtert. Ärgerlich den Kopf schüttelnd, begann sein Vater den Platz für die Nacht zu richten, während sein Sohn mit einem listigen Grinsen zu der ausrangierten Blautanne lief. Er zerrte die etwas verwunderte Tanne wie ein ungeliebtes Kind grob zum Wagen und warf sie hinein. Er fuhr den Rest noch aus. Vor dem Schönhofschen Haus wuchtete Markus das große stachelige Gewächs lieblos aus dem Laster, zog es ruppig und eilig zum Haus. Ihm war es einerlei, dass dabei viele kleine Aststückchen abbrachen. Er klingelte und stellte den Baum rasch auf Anweisung von Frieda Reich ins Treppenhaus neben die Wohnungstür. Ehe die alte Dame die Chance hatte den Mund zu öffnen, war der junge Verkäufer schon wieder beim Auto und fuhr weg.

Als Schönhof nach Hause kam, sah sie sogleich, dass dies nicht ihr ausgesuchter Baum war. Ihrer war deutlich kleiner gewesen. Dieser überstieg die Raumhöhe, so dass sie ihn kaum in die Wohnung bekam. So war es nicht weiter schlimm, dass die Spitze halb abgebrochen war, sie musste ohnehin gekürzt werden.

„Was hast du da für ein Krüppel gekauft?“, fragte ihre Tante Frieda vorwurfsvoll.

„Erstens habe ich einen Anderen ausgesucht, als der, der mir angedreht wurde und zweitens ist das kein Krüppel! Die Natur lässt halt nicht alle Bäume perfekt wachsen. Die hat wohl nicht richtig Platz gehabt, sich zu entfalten. Dennoch sind die Äste schön dicht gewachsen und wenn eine Seite abgeflacht ist, ist doch gut. Zur Heizung hin ist eh´ wenig Platz! Ist ja nicht das erste Baumkuriosum was wir haben und es war noch jeder zum Schluss wunderschön gewesen!“

Da konnte Tante Frieda nichts dagegen sagen, denn sie musste zugeben, dass ihre Nichte Recht hatte.

„Aber was hat der Verkäufer denn verlangt?“, fragte Schönhof.

Irritiert schaute Reich ihre Nichte an: „Nichts. Ich dachte du hättest schon bezahlt. - Drum war der so schnell weg!“

„Na ja, wenn er nichts gekostet hat, kann man den Betrug noch verzeihen“, ergänzte Schönhof.

Die Blautanne aber traute ihren Ohren nicht! „Welch ein schöner Traum - ich werde doch noch ein Weihnachtsbaum. Ach nein, das kann nicht sein. Gleich wache ich auf und friere in meiner Ecke. Es mag mich ja keiner!“ Aber sie träumte nicht. Sie wurde in einen Ständer gestellt, bekam was zu trinken und wurde mit köstlich duftenden Bienenwachskerzen, Glaskugeln, wie Seifenblasen so zart und den allerschönsten Strohsternen geschmückt. Als die erzgebirgischen Engel Einzug hielten, erinnerte sich die Blautanne an die besondere Nacht. „Auch das habe ich nicht geträumt. Die Engel kamen tatsächlich zu mir auf die Erde, um mir meine eigene frohe Botschaft zu verkünden. Zu mir...“, dachte die Blautanne selig lächelnd, „zu mir, der hässlichsten Tanne und nicht zu all den stolzen Schönen.“ Ihre Traurigkeit war vollkommen verschwunden.

„Welch ein besonderes Haus“, sinnierte der Tanne weiter. „Hier werde ich nicht mit den scheußlichen, kalten, elektrischen Lichtern voll gehängt, wie die meisten meiner Kolleginnen, sondern mit dem wertvollsten was es gibt: Lichter aus reinem Bienenwachs! Wenn die Anderen alle mich jetzt sehen könnten - wenn die wüssten...!“

Die heilige Christnacht kam und die bis an die Decke reichende Blautanne erstrahlte im herrlichsten, fast himmlischen Glanz ihrer zweiundvierzig Kerzen.

DAS WEIHNACHTSWUNDER

Erna saß traurig am Tisch. Vor ihr brannte eine Kerze, um die sie ein paar Zweige gelegt hatte. Einen Adventskranz wollte sie keinen mehr machen, jetzt da ihr Mann nicht mehr lebte. Der erste Advent allein. Wie sollte sie diese Zeit bis nach Weihnachten nur durchstehen. Miriam, ihre Tochter heiratete nach Norwegen. Sie hatte ihre Mutter zu sich eingeladen, aber Erna wollte nicht von zu Hause weg. Wenn nun schon alles anders ist, wenigstens in ihrer vertrauten Umgebung wollte sie bleiben. Johannes, ihr Sohn bekam ein Stipendium nach Amerika. Alfred, Ernas Mann, hatte dies alles noch erlebt. Es wurde das erste Weihnachtsfest, ohne Johannes, ohne Alfred, ohne Miriam, ganz allein. „Wie soll das alles werden?“, seufzte sie.

Die Adventswochen gingen dahin. Irgendwie schaffte es Erna durch diese Tage zu kommen. Es gab noch vieles zu regeln. Alfred war erst Mitte November gestorben. 67 war eigentlich kein Alter, aber er rauchte zuviel. Sie hatte ihn immer gewarnt. Er wusste jedoch immer alles besser. Nun hatte ihn der Krebs weggeholt. Lang und heftig musste er leiden und sie pflegte ihn bis zum Schluss zu Hause. Sie sind sich am Ende noch sehr nahe gekommen. „Es war fast so wie am Anfang, als wir frisch verliebt waren“, dachte die Witwe. Viele gute, intensive Gespräche hatten sie noch miteinander. „Was doch alles in ihm steckte. Warum hat Alfred nur so spät angefangen, mir davon zu erzählen?“ Sie schluchzte auf. Jetzt wo es wieder anfang gut zu gehen, musste er sterben. „Warum hat Gott ihn mir nur so früh weggenommen?“ Sie kam ins Grübeln. „War es eine Strafe? Habe ich an Alfred zuviel herumgenörgelt?“ Je mehr sie darüber nachdachte, desto hoffnungsloser sah alles aus. Sie konnte ihn ja nichts mehr fragen, nichts mehr gut machen. Es war alles so endgültig.

Die letzten Tage vor Weihnachten erlebte Erna so richtig trostlos. Die Welt war farblos geworden. Alles erschien ihr grau und trübe. Sie hatte mit der Welt abgeschlossen. Nichts mehr um sich herum nahm sie richtig wahr, ging wie durch einen Nebel. „Warum hat Alfred mich nicht mitgenommen? Dann wäre ich nicht mehr so allein!“, kreisten ständig ihre Gedanken. Sie wachte mit ihnen morgens auf und ging mit ihnen abends zu Bett. Miriam rief ihre Mutter jeden zweiten Tag an, Johannes zweimal die Woche. Es tat gut, vertraute Stimmen zu hören. Aber die Kinder waren nicht da. Sie konnte ihr Dasein nicht spüren, sie nicht einfach um sich haben, menschliche Wärme fühlen.

Die Witwe verspürte keine Lust irgendetwas am Weihnachten zu machen, ihre Wohnung weihnachtlich zu schmücken. Wozu auch? Es war niemand mehr da, der sich darüber freute.

Drei Tage vor Heilig Abend hatte Erna einen Traum: Sie ging mit ihrem Mann im Wald spazieren. Es war Winter und alles verschneit. Ein eisiger Wind pfiff durch die Bäume. Obwohl sie sehr warme Mäntel an hatten, froh es sie erbärmlich. Je länger sie gingen, desto mehr froren sie. Sie durften noch nicht nach Hause, denn das Haus war noch nicht fertig gerichtet. Dunkelheit breitete sich über das Land aus. Sie gingen beide einsam durch den Wald, wähten sich dem Erfrierungstod nahe, als ihnen ein verhutzelttes Weibchen begegnete. Dieses fragte nur: „Warum zündet ihr nicht die Kerzen an, damit es euch warm wird?“ Eh sie sich versahen, war das Weiblein verschwunden. Sie nahmen die Kerzen in ihren Haltern aus der Tasche und klemmten sie an die Zweige eines Tannenbaumes, der wunderschön gewachsen vor ihnen stand. Sie zündeten all die vielen Kerzen an und es wurde ihnen auf einmal ganz warm, warm wie in einer Stube. – Wie sie sich umsahen, befanden sie sich in solch einer molligen, hellen Stube. Eng kuschelten sie sich in dieser wohligen Wärme aneinander.

Die Witwe wachte auf. Noch immer spürte sie die Wärme aus dem Traum. Stück für Stück kam ihr die Erinnerung an dieses Traumgeschehen. „Ja Alfred, ich werde einen Christbaum besorgen, Kerzen aufstecken und das Kerzenlicht wird meine Gedanken zu dir tragen.“

Sie fühlte sich etwas erleichtert, als sie zum Christbaumverkaufsplatz ging.

Erna, wie geht es Dir denn?“, rief eine heitere Stimme ihr entgegen. Hans Waldmann ein ehemaliger Studienkollege, stand plötzlich vor ihr. Wie lange hatten sie sich nicht gesehen, nichts voneinander gehört.

„Hans, du hier?“, rief sie überrascht aus.

„Ja, ich helfe hier ein wenig aus.“ Nun kamen beide ins Erzählen. Waldmann fand tröstende Worte für die Witwe. Als er kurz wegging, schaute sich Erna eine Blautanne an, die gerade neben ihr stand. Sie war größer, als geplant. Soviel Geld konnte

Erna nicht ausgeben. Die Bestattungskosten waren hoch gewesen und hatten fast ihr ganzes Erspartes aufgezehrt und ihre Witwenrente war klein. Sie war wegen den Kindern zu Hause geblieben, hatte nicht gearbeitet. Der Baum war aber so schön, dass sie sich sofort für ihn entschied. Es war gerade so, als würde der Baum sagen ‚ich gehöre zu Dir.‘ Als Waldmann zurückkam, plauderten sie noch kurz weiter. Dann zeigte Erna auf den ausgesuchten Baum und bat ihren Bekannten die Blautanne transportfertig zu machen. Als sie ihn miteinander auf den mitgebrachten Handwagen aufgeladen hatten, fragte sie noch nach übrigen Zweigen.

„Da hinten ist ein Platz, du kannst ihn gut erkennen Erna, da machen wir die Bäume zurecht. Da liegen sicher ein paar abgesägte Zweige. Nimm dir, was du brauchen kannst.“

„Danke, Hans.“

Auf dem Weg zu der beschriebenen Stelle, fuhr es Erna siedendheiß durch den Kopf, dass sie den Baum noch gar nicht bezahlt hatte. Dann kamen ihr Zweifel. Vielleicht hatte sie den Baum halb unbewusst während des Gesprächs doch bezahlt und jetzt vergessen. Angestrengt versuchte sie sich die ganze Situation noch einmal in Erinnerung zu rufen. Hatte sie den Geldbeutel aus der Tasche geholt? Dazu hätte sie ein Handschuh ausziehen müssen, aber daran konnte sie sich nicht erinnern, weder an einen ausgezogenen Handschuh, noch daran, dass sie einen Geldbeutel in der Hand hielt. Sie vergaß also doch vor lauter Reden den Baum zu bezahlen! Wie peinlich! Schleunigst wendete sie ihren Handwagen und ging zurück.

„Hans!“, rief sie. „Ich habe vergessen meinen Baum zu bezahlen!“

„Der kostet nichts, Erna“, antwortete Waldmann.

Irritiert schaute Erna ihren Baumverkäufer an. „Der meint die Zweige“, vermutete sie und erwiderte „Ich meine den Baum, Hans, nicht die Zweige!“

„Ja, schon in Ordnung, Erna. Er kostet nichts“, kam es von ihrem ehemaligen Studienkollegen zurück.

Fassungslos schaute sie ihn an. Noch konnte sie seine Worte nicht begreifen. Es war so unwirklich. Der Baum soll umsonst sein, geschenkt?

Wie im Traum zog sie mit ihrem Wagen wieder fort, schaute noch nach den Zweigen und trat den Heimweg an. Langsam kam sie wieder zu sich. Ein unerhörtes Gefühl der Freude machte sich in ihr bereit. Es ist, als wäre heute Weihnachten. Ihr schien, als höre sie überall die Engel singen.

Zu Hause angekommen, band Erna den Baum vom Wagen los und trug ihn zur Haustüre. Sie schloss Haus- und Wohnungstüre auf. Als sie die Blautanne ins Haus tragen wollte, merkt sie erst, dass er so groß war, dass er nicht senkrecht durch den Eingang passte. So einen Riesenbaum hatte sie ja noch nie gehabt! Mühsam war es, ihn erst durch die Haustüre, dann durch die Wohnungstüre zu bringen und zum Schluss noch durch die Balkontüre. Auf dem Balkon, in einem Eimer mit Wasser, hielt sich der Baum am besten. Dies hatte Erna schon immer so gemacht.

Der 24. Dezember war gekommen. Erna holte den Christbaum in die warme Stube und stellte ihn in den mit Wasser gefüllten Christbaumständer. Jedes Jahr war das eine schwierige und mühsame Angelegenheit, den Baum gerade in den Ständer zu bekommen. Wie lange hatte sie immer gebraucht, wenn sie es alleine machen musste. Das war meistens der Fall gewesen. Ihr Mann hatte in der Regel keine Lust gehabt zu helfen. Aber heute, heute war es der Witwe, als würde ein anderer Hand anlegen. Wie leicht der Baum sich anfühlte. Auf Anhieb stand er kerzengerade im Ständer und konnte befestigt werden. So einfach und schnell war es noch nie gegangen, obwohl sie immer kleinere Bäume als den jetzigen hatte! Ja es war ihr, als höben Engel – oder gar das Christkind? – mit ihr den Baum und hielten ihn oben an der Baumspitze fest, damit er gerade blieb. Nun machte Erna das Transportnetz ab. Prachtvoll bereiteten sich die Äste vor ihr aus. Wie Naturlametta hingen trockene, lange Grashalme von Zweigen. Die Baumspitze berührte die Zimmerdecke. Ein starker Tannenduft breitete sich aus, als stünde man mitten im Wald. „Wie ausgesprochen schön der Baum auch ohne Christbaumschmuck war!“ Andächtig betrachtete Erna ihre Blautanne. Wie lange sie vor dem Nadelbaum gestanden hatte, wusste sie nicht mehr. „Oh je, ich muss noch die letzten Einkäufe machen. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät!“, erschrak sie nach einem Blick auf die Uhr. Es reichte gerade noch,

alles zu erledigen. Zurück mit den gefüllten Taschen, kam ihr im Flur wieder dieser starke, wundervolle Tannenduft entgegen.

Nach dem Mittagessen räumte sie die Wohnung auf und holte die Schachteln mit dem Weihnachtsschmuck vom Keller. Zwischendurch war sie immer wieder mit einem andächtigen Blick vor dem Baum stehen geblieben.

Es schlug vier Uhr vom Kirchturm. „Ich muss mich fertig machen für die Kirche“, kam es der Witwe in den Sinn. Sie zog sich ein festliches Kleid an und machte sich auf den Weg. Nun fühlte sie sich nicht mehr einsam, sondern geborgen. Der Kirchenchor sang einige weihnachtliche Lieder, die Kinder spielten ein kleines Krippenspiel und der Pfarrer ergänzte das Ganze mit einigen Worten, die zum Nachdenken anregten. „Ach wie schön war dieser Weihnachtsgottesdienst gewesen. Der neue Pfarrer hat sich ordentliche Mühe gegeben“, dachte Erna auf dem Heimweg.

Der vertraute Tannenduft begrüßte sie zu Hause. Soweit sie sich zurückerinnern konnte, hatte noch nie ein Weihnachtsbaum so stark geduftet. Sie sog mit tiefen Atemzügen den herrlichen Duft ein. Sie war nun zu müde, den Baum noch zu schmücken. In seiner Schlichtheit und Natürlichkeit, ging dennoch ein Gefühl von Weihnachten von ihm aus. Sie vermisste den Schmuck nicht. Sie steckte lediglich die Bienenwachskerzen auf und zündete sie an. Im Radio brachten sie die ersten drei Kantaten des Bach'schen Weihnachtsoratoriums und andere schöne Weihnachtsmusik. Gemütlich lehnte sich die Witwe in ihren Sessel zurück. Zu dem Tannenduft mischte sich nun der wunderbare Honigduft der Kerzen. Bilder vergangener Weihnachtsfeste mit ihrer Familie zogen an ihr vorbei. Tränen rannten ihr die Wangen herab. Nicht Trauer haben sie ausgelöst, sondern unendliche Glückseligkeit. War es nicht die gleiche, mit der sie nach ihrem Traum aufgewacht war?

„Danke Gott, danke ihr Engel, danke Alfred. Wie habt ihr alle mich in der letzten Zeit liebevoll umsorgt.“ Tief in solchen Gedanken der Dankbarkeit versunken, betrachtete sie den Lichterbaum. Ihre Kinder wünschten ihr am Telefon frohe Weihnacht und sie erzählte ihnen die Geschichte vom Weihnachtsbaum.

Am ersten Weihnachtsfeiertag schmückte sie ihren Baum. Sie genoss es, für alles einen schönen Platz auszusuchen, die Krippe besonders prächtig aufzubauen. Sie stellte die Hirten und Schäflein zu Maria mit dem Kindlein und dem Josef. Einer der Hirten spielte auf seiner Kantele dem Kindlein das allerliebste Wiegenlied, während ein anderer mit einem Bündel Holz dafür sorgte, dass der heiligen Familie das wär-

mende Feuer nicht ausging. Der Älteste brachte ein Lämmlein mit, welches er auf dem einen Arm trug, Auf der anderen Seite stützte er sich mit dem Stock ab. Die Heiligen Drei Könige ließ Erna an einer anderen Stelle sich auf den Weg machen. Die Witwe brauchte für das Schmücken und Aufstellen dreimal so lange wie sonst. Es war für sie, wie eine besondere Weihnachtsfeier, ja wie eine Weihnachtsandacht ohne Worte. Nur festliche Musik aus dem Radio erfüllte den Raum. Noch nie hatte die Arbeit Erna so befriedigt. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie das Christbaumschmücken bisher als eine stressige Pflichtübung empfunden hatte. Sicher lag dies auch daran, dass sie immer damit alleine gelassen wurde, sie zusätzlich die Kinder beschäftigen musste, die Weihnachtseinkäufe zu erledigen hatte und in der Küche außerdem noch viel zu tun gab. Letzteres fiel nun weg. Für sich hatte sie etwas Einfaches und doch Gutes als Weihnachtsmenü ausgesucht.

Die Weihnachtstage gingen vorbei. Über den Jahreswechsel kam Ernas Cousine mit Mann. Auch der Sohn ihrer Cousine mit Familie war gekommen. Vier kleine Kinder belebten nun das Haus. Sylvester verbrachten sie in gemütlicher Runde. Die Witwe erzählte ihren Gästen ebenfalls die Geschichte vom geschenkten Weihnachtsbaum. Sie machten alle miteinander Gesellschaftsspiele, unterbrochen durch ein köstliches, festliches Abendessen, bis es Zeit war, die Sektgläser zu füllen. Die Turmuhr schlug Mitternacht. Alle wünschen sich einander ein gutes und gesundes neues Jahr. Ein paar Wunderkerzen und bengalische Streichhölzer wurden abgebrannt, dem Feuerwerk draußen zugeschaut. „Ja, wie wird das neue Jahr wohl werden, was wird es bringen?“, seufzte die Witwe. Ein Schimmer der Hoffnungslosigkeit schwang in ihrer Stimme mit. Schnell verabschiedete sie sich unter dem Vorwand, sie sei müde, denn sie spürte, wie Trauer und Zukunftsangst in ihr hochstiegen.

An Dreikönig stellte Erna die drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar in den Stall, damit sie nun ihre kostbaren Gaben, die Myrrhe, das Gold und den Weihrauch, dem Kinde schenken konnten. Ochs und Esel betrachteten verwundert die neuen Gäste. Die Hirten sind nun mit ihren Schafen wieder zurück auf ihre Weide gezogen. Der eine Hirte zupfte seine Kantele nicht mehr hingebungsvoll dem Jesuskindlein, sondern gedankenversunken bei den Schafen. Der alte Hirte trug zwar ein Lämmlein auf seinem Arm, aber es wird wohl ein anderes gewesen sein, als im Stall. Dieses hatte er doch dem Kindlein gebracht. Der dritte Hirte hielt ein Bündel Brennholz im Arm,

jetzt nicht mehr dem Kindlein bringend. Sicher sollte es jetzt dem wärmenden Hirtenfeuer dienen. Vor Ergriffenheit erstarrt, lauschte er dem Saitenspiel seines Bruders, neben ihm kniend.

Während die Witwe die Krippe umgestaltete, tat sich der Himmel auf und Sonnenstrahlen beleuchteten den Christbaum wie Scheinwerfer. Ein Teil der durchscheinenden farbigen Glaskugeln begannen zu leuchten, als wäre in ihnen eine Glühbirne versteckt. Der andere Schmuck entfaltete seine ganze bunte Pracht. Silberig schimmerten zwei kunstvoll geknüpft Spinnennetze. Wie Perlen saßen in der Mitte kleine Spinnen. Es sah aus, als gehörten die Bewohner ganz selbstverständlich zum Weihnachtsschmuck, so geschickt hatten sich die achtbeinigen Gäste dort eingenistet. Erna musste schmunzeln, als sie dies entdeckte. Sie staunte über die enorme Lebenskraft des der Natur entrissenen Nadelbaumes, dass selbst die kleinen Wesen sich dort heimisch fühlten. Erna empfand in dem kurzen Moment der Betrachtung eine lebendige, innere Leichtigkeit.

Die Witwe ließ ihren Christbaum die ganze Epiphaniasteit, bis Maria Lichtmess am 2. Februar stehen. Das hatte sie so in ihrer Familie eingeführt, denn wie viele andere Menschen, wusste auch ihr Mann nicht, dass die Epiphaniasteit oder Dreikönigszeit so lange dauert. In dieser Zeit entdeckte Erna eines Tages viele kleine Zäpfchen an den Zweigspitzen. „Waren die schon immer da?“, überlegte sie. „Seltsam, dass sie mir nicht von Anfang an aufgefallen sind. Oder sind sie einfach größer geworden, so dass sie mir erst jetzt ins Auge fallen?“ Ihr Blick glitt über den ganzen Baum. Auf einmal gewahrte sie, dass eine Zweigspitze hellgrün leuchtete. An dem äußersten Zipfel hing noch die abgegangene braune Hülle. „Das sind ja gar keine Tannenzäpfchen!“, rief sie verwundert aus. „Das sind junge Triebe! Kein Wunder, dass ich sie anfangs nicht gesehen habe! Sie sind erst gewachsen!“ Ganz oben, wo der große Strohstern angebracht wurde, ragte ein Kranz mit hellgrünen, längeren Trieben hervor. „Ein Wunder!“, murmelte Erna ergriffen, „ein Wunder, ein Weihnachtswunder!“ Wie sie so auf die neuen, zarten Triebe blickte, merkte sie, wie die Zukunftsangst, die sie seit Neujahr nicht mehr losgelassen hatte, von ihr wich. Zuversicht und Kraft erfüllte ihr Herz. „Wie beschenkte mich doch der Himmel in seiner unendlichen Güte“, ging es ihr durch den Kopf. Innerlich bewegt stand sie andächtig vor dem Baum, dessen Duft in keinsten Weise weniger geworden war. Von nun an fühlte sie jedes Mal, wenn sie nach den Jungtrieben schaute, die gleiche hoffnungsvolle Kraft in sich aufsteigen, sie

ganz erfüllen. Wenn die Zukunftsangst, die Hoffnungslosigkeit wieder von ihr Besitz ergreifen wollte, brauchte sie nun nur noch zu ihrem Weihnachtsbaum zu gehen und das junge Grün zu betrachten. „Waren die hellgrünen Zweige nicht wie Finger Gottes, die in die Zukunft zeigen? Es wird alles gut werden. Ich fühl es. Eine neue Aufgabe wird auf mich warten. Ich werde wieder gebraucht werden“, dachte sie jedes Mal dabei.

Maria Lichtmess kam. Der Baum hatte schon kräftig ausgeschlagen. Oben in der wärmeren Luft mehr, als unten. Ganz unten war noch nichts von dem Grün zu sehen. Erna schmückte den Baum ab und räumte alles wieder in den Keller zurück. Goss wie so oft Wasser im Ständer nach. „Nun bist du halt auch eine Zimmerpflanze. Was dem einem die Zimmerpalme ist, ist dem anderen die Zimmertanne. Wenn es im Frühjahr warm genug ist, darfst du auf den Balkon.“, sprach sie ihrer, inzwischen wieder schmucklosen Tanne zu.

Die Februartage waren vergangen, die ersten Märztag hielten Einzug. Die Luft hatte sich schon sehr erwärmt und Erna fing an, sich Gedanken zu machen, wann der richtige Zeitpunkt für den Umzug ihrer Tanne auf den Balkon wäre. Eines Nachts träumte sie wieder einen seltsamen Traum: Es war ein heißer Sommertag. Die Hitze war unerträglich geworden und Erna rang nach Luft. Sie ging auf ihren Balkon im Erdgeschoss. Da sah sie ihre Tanne und setzte sich dankbar in ihren Schatten unter die Äste. Groß war die Tanne geworden. Über das Balkongeländer bis zum Dachstock war sie gewachsen. Das Ehepaar über ihr saß nun auch auf dem Balkon im Schatten des Nadelbaumes. Dicke, kräftige Wurzeln breiteten sich auf dem Balkonboden aus und waren durch die Geländerzwischenräume bis zur Erde gewachsen. „Mein Weihnachtswunder ...'Oh Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter...', oh Tannenbaum, wie treu du mir bist!“ Mit diesen Worten wachte Erna auf.

In der Zeitung, die sie beim Frühstück las, fiel Ernas Blick unmittelbar auf ein Inserat: ‚Das neu eröffnete Hospiz Michaelishaus betreut und begleitet sterbenskranke Menschen bis zu ihrem Tod. Wir suchen dafür noch dringend Menschen, die uns bei dieser verantwortungsvollen Aufgabe ehrenamtlich mithelfen. Interessenten wenden sich bitte an...‘

„Die brauchen mich!“, schoss es Erna durch den Kopf. Sie telefonierte gleich mit der Einrichtung und bot ihre Hilfe an, die man dankbar annahm. Es wurden noch ein paar wichtige Fragen geklärt. Sie konnte gleich anfangen.

„Seltsam“, dachte die Witwe, „die wollen mich vorher gar nicht sehen. Warum vertrauen die mir sofort? Gott wird wohl wieder nachgeholfen haben“, lächelte sie und dachte sogleich an den grünen ‚Gottesfinger‘, wie sie die jungen Triebe an ihrem Tannenbaum getauft hatte.

Von diesem Tag an, roch der Baum nicht mehr nach Tannenduft. Die zarten Jungtriebe begannen immer schlaffer herunterzuhängen. Die Kraft war entwichen. Eines Märztages war der Weihnachtsbaum vollkommen dürr, ohne Nadeln zu verlieren. Bevor er ganz zersägt wurde, diente das obere Drittel des Baumes noch als ‚Vogelbaum‘ auf dem Balkon mit Futterhäuschen und Meisenknödel. Bei dem strengen Nistgeschäft und der Kinderaufzucht waren die Vögel ganz froh, wenn sie nicht weit zum Futter fliegen mussten.

„Geburt, Tod und Auferstehung.“ Ein Gedanke, den Erna bei dem Blick auf das rege Treiben auf ihrem Balkon unmittelbar bekam. „Weihnachten Karfreitag und Ostern.“, philosophierte sie im stillen weiter. „Vier Wochen sind es noch bis Ostern. Das da draußen erinnert daran, dass die drei Ereignisse, die gleiche Person betroffen haben, Jesus Christus. Eine Zusammenfassung seines Lebens. Und ich darf nun wie er Gutes tun, den kranken Menschen zum neuen Licht auf der anderen Seite unseres Daseins begleiten!“ Wieder erfüllte eine unendliche Dankbarkeit und tiefer Frieden ihre Seele.

WO LIEBE IST, IST WEIHNACHTEN

„Der Oma Friedel haben wir noch nichts. Was schenken wir deiner Mutter, Karl? Wir können ihr ja so einen Roller schenken, dann ist sie beweglicher.“

Kathrin war am Plätzchen ausstechen und ging dabei gedanklich die Geschenkliste durch. Sieben Tage waren es noch bis Weihnachten.

„Du meinst einen Rollator. Den soll die Krankenkasse bezahlen. Ich glaube auch, sie hat schon einen. Nichts, was die Kasse zahlt. Für so was geben wir doch kein Geld aus!“ Karl bastelte an der elektrischen Eisenbahn, die er wie jedes Jahr in der Adventszeit, im Esszimmer aufbaute. Es wurde zwar eng dort, aber er wollte im weitaus größeren Wohnzimmer nicht beim Fernsehen gestört werden. Er war froh, seine beiden Kinder als Grund vorschieben zu können, sonst hätte seine Frau kein Verständnis dafür gefunden, denn gerade jetzt war es die arbeitsintensivste Zeit.

„Aber was schenken wir ihr? Sie ist die einzige für die wir noch nichts haben. Wenn ich Lydia zum Ballett fahre, könnte ich noch was besorgen, bis das Kind fertig ist. Oder du machst das, wenn du Tobias zum Fußballtraining bringst“, rief Kathrin quer durch den Flur.

„Was meinst du, wir könnten doch mal gemütlich über den Weihnachtsmarkt und vorher gemeinsam was besorgen.“ Karl war zur Küche gelaufen, um nicht immer schreien zu müssen.“

„Das ist eine gute Idee, aber beantwortet nicht, was wir deiner Mutter schenken.“

„Was braucht die schon. Sie hat schon alles und wird im Altersheim gut versorgt.“

„Ja aber es ist Weihnachten. Irgendeine Kleinigkeit müssen wir ihr schon schenken. Ich werde ihr auf jeden Fall ein paar Plätzchen einpacken.“

„Hei Papa, wie wäre es mit Ausflugs Gutscheinen. Kostet nichts. Musst nur dein Arsch mal hoch bringen und dich hinters Steuer klemmen!“ Die schlaksige Gestalt des

Fünfzehnjährigen quetschte sich an seinem Vater vorbei in die Küche, um sich eine Flasche Wasser zu holen.

„So redest du nicht mit mir!“

„Ei sorry. Also, du musst nur deinen Allerwertesten an, sagen wir mal so sechs Sonntagen erheben, um mit deiner Mutter eine Fahrt ins Blaue oder einem Wunschziel deiner Mutter zu machen. Alle zwei Monate einen Sonntag für deine Mutter zu opfern oder sechs Sonntage von zweiundfünfzig, dass muss schon drinnen sein.“

„Was bildest du dir ein? Willst du mir Vorschriften machen, wie...“ Die weiteren Worte blieben Karl stecken, denn Tobias war gerade eilig an seinem Vater vorbeigeschlüpft. Karls Kopf war rot vor Wut und seine Adern am Hals angeschwollen. Es war, als müsse er an seinen eigenen, verschluckten Worten ersticken. „So eine Unverschämtheit“, schnaubte er.

„Er hat ja Recht.“ Lydia trat leise aus dem Flurschatten, von wo aus sie die Szene halb belustigt, halb verärgert angesehen hatte.

„Wenn die Benzinkosten für dich eine zu hohe Investition in deine Mutter sind, dann schenke ihr wenigstens einen Nachmittag pro Monat. ich möchte dich mal sehen, wenn wir dich im Alter alle paar Jahre mal kurz besuchen.“

Keuchend stand Karl vor seiner siebzehnjährigen Tochter, die ihm, zumindest von der Körperlänge her, deutlich überlegen war. Der Vater schaute zu seiner Tochter hoch, brachte aber kein Wort heraus. Lydia ging zu ihrem Zimmer und rief ihrem Vater, ohne sich umzudrehen, zynisch zu: „So still kenne ich dich gar nicht!“

„Eigentlich haben sie ja Recht, unsere Kinder“, dachte die Mutter, sagte aber nichts, um den allerletzten Rest Familienfrieden nicht zu zerstören. Ihre eigene Mutter wurde bereits vor neun Jahren begraben. Ein Jahr später folgte ihr Vater. Karls Vater war nicht mehr aus dem Krieg zurückgekommen. Laut fragte Kathrin erneut nach einer Geschenkidee für ihre Schwiegermutter.

„Das mit den Plätzchen ist schon mal eine gute Idee. Wenn du den Christstollen bäckst, mach doch noch einen kleinen für Mama.“

„Findest du nicht, dass das trotzdem etwas mager ist? Ich finde was Handfestes dazu wäre nicht schlecht. Schließlich ist es deine Mutter.“

„Vielleicht braucht sie mal wieder ein neues Nachthemd oder ein Paar neue Hausschuhe.“

„Dann ruf doch mal dort an und frage nach.“

„Gute Idee, ich werde mal eine der Schwestern befragen“

„Seniorenheim „Sonnenhaus“, Schwester Marta, was kann ich für Sie tun?“

„Ah, Grüß Gott Schwester Marta, hier ist Rauhbach. Ich hätte gerne gewusst, ob meine Mutter ein neues Nachthemd oder Hausschuhe, oder was anderes braucht.“

„Warum fragen Sie nicht ihre Mutter selber. Einen Moment, ich verbinde Sie mit der Station.“

„Nein, nein! Es soll doch eine Überraschung werden.“

„Herr Rauhbach, ich verbinde Sie trotzdem mit der Station, da ich hier in der Zentrale nicht über solche Details informiert bin!“ Schwester Marta war sauer. Sie wusste sehr wohl, dass Rauhbachs sich hier nie blicken lassen, nicht einmal zum Geburtstag oder zu Weihnachten. Solche herzlosen Angehörigen konnte sie nicht ausstehen. Ihr war auch bekannt, dass die Rauhbachs wohlhabend waren und trotzdem ihre Mutter ins billigste Altersheim absoben, wo sie das Zimmer mit einer alten, mürrischen Frau teilen musste. Persönliche Dinge außer Kleider, Pflegeutensilien und Kleinigkeiten, die auf dem Nachtkasten Platz hatten, waren nicht erlaubt. Schwester Marta wäre schon lange weg, wenn sie eine andere Stelle gefunden hätte. Sie litt sehr unter den würde- und respektlosen, ja fast unmenschlichen Umgang mit den Bewohnern des

Heimes. Besonders für Menschen, die so rüstig und fit im Kopf waren, wie die alte Frau Rauhbach, war es eine Qual in dieser Einrichtung leben zu müssen. Für Frau Rauhbach würde es das vierte Weihnachtsfest hier sein, sicher wieder so trostlos, ohne ihre Familie, wie die vergangenen.

„Station vier, Schwester Aurelia, mit wem spreche ich?“

„Rauhbach. Ich wollte nur wissen, ob meine Mutter ein neues Nachthemd, Hausschuhe oder was dergleichen brauchen kann.“

„Einen neuen Wecker. Den alten hat sie runter geschmissen, als sie nach der Zeit schauen wollte. Wir haben oft genug gesagt, dass sie den stehen lassen soll, aber sie hat ja nicht hören wollen.“ Die Stationsschwester klang genervt und unfreundlich.

„Danke, noch einen schönen Tag“

„Kathrin“, rief Karl halb auf dem Weg zur Küche, in der Lydia gerade ein schnelles Abendbrot zubereitete, damit ihre Mutter ihre Backerei nicht unterbrechen musste.

„Einen Wecker kann Mama brauchen. Sie hat ihren runter geworfen, weil sie nicht fähig ist, den stehen zu lassen, wenn sie auf die Uhr schaut.“ Der zweite Satz sagte Karl im gleichen abfälligen Ton, wie Schwester Aurelia. „Ich verstehe das nicht. Ist wohl schon so senil, dass sie nicht wie ein normaler Mensch auf die Uhr schauen kann! Es war gut, dass sie nach ihrem Armbruch gleich dort unterkommen konnte.“

„Papa, wie sprichst du von der Oma Friedel? Vorher hast du dich darüber aufgeregt, wie Tobias mit dir redet. Du aber redest von Oma nicht besser!“

„Ich glaub, ich krieg die Motten! Meine Kinder wollen mir Vorschriften machen! Wer hier respektvolles Benehmen lernen muss, seid doch ihr zwei Rotzlöffel!“, schrie nun Karl wütend. Er fühlte sich ertappt.

„Dann denk mal ganz frei darüber nach, ob Omas Augen einfach nur so schlecht geworden sind, dass sie die Uhr ohne Brille nicht mehr lesen kann. Vielleicht kauft ihr einen Wecker mit großen leuchtenden Ziffern, die immer zu lesen sind auch bei schlechtem Licht und in der Nacht. Ich werde euch nicht weiter mit meiner Anwesenheit belästigen und in meinem Zimmer essen. Lydia hatte alles fertig und im Esszimmer gedeckt. Sie nahm zwei Teller und machte darauf das Abendbrot zurecht. Sie kannte die Vorlieben ihres Bruders. Mit den voll beladenen Tellern ging sie in Tobias' Zimmer. Wortlos vor Erstaunen schauten ihre Eltern zu und setzten sich dann schweigend an den Tisch.

„Auch wenn ich Lydias Verhalten nicht toleriere“, durchbrach Kathrin das Schweigen, „aber sie könnte schon Recht haben, dass deine Mutter schlechter sieht und deswegen den Wecker immer in die Hand nimmt. Wenn wir so einen besorgen, wie Lydia gesagt hat, dann sind wir auf jeden Fall auf der richtigen Seite. Dann machen wir es doch so, wie wir das uns überlegt hatten. Wir kaufen erst so ein Teil und dann lassen wir es uns auf dem Weihnachtsmarkt gut gehen. Dann kann ich morgen alles auf die Post bringen. Den Stollen mache ich nachher noch fertig.“

Karl brummte etwas, was Kathrin zusammen mit Karls Kopfnicken als Zustimmung ansah.

„Tobias, so geht das nicht weiter! Wir sind alt genug, uns nicht mehr alles von unseren Eltern vordiktieren zu lassen!“ Lydia reichte ihrem Bruder die liebevoll belegten Brote.“

Tobias schaute erst überrascht seine Schwester an, dann wurden seine Augen vor Freude immer strahlender. Auf diese Weise mit seiner Schwester zu essen, gefiel ihm sehr gut, denn er verspürte keine Lust mehr seinen Eltern zu begegnen. „Ich verstehe nicht...“ Sein Gesichtsausdruck verwandelte sich zu einem Fragezeichen.

„Na, das mit der Oma Friedel kann so nicht weitergehen. Ob es Mama und Papa passt oder nicht, die werden erst gar nicht gefragt, wir kümmern uns jetzt selber um Oma. Du bist doch dabei?“

„Na klar!“ Was schlägst du vor?“

„Wir schauen erst einmal im Internet, was für Einrichtungen es hier in der Stadt gibt und was die kosten. Papa hat sicher das Billigste ausgesucht, als Oma in der Reha war. Gefragt hat er sie sicher auch nicht, ob sie umziehen will. Und dann gehen wir zur Oma und schauen mal wo sie haust. Wir müssen sie auch fragen was sie sich leisten kann.“

„Verstehe ich das richtig? Du willst für Oma was Neues suchen?“

„Ja. Etwas, wo sie sich wohl fühlt, wo sie ein Einzelzimmer hat.“

„Aber Papa wird sich doch sicher das Heim vorher angeschaut haben und lässt es sicher nie zu, dass Oma zu jemand anderem ins Zimmer kommt! Es ist doch seine Mutter!“

„Schön wär's! Ich hab's doch gehört, wie Papa zur Mama gesagt hat, dass das gut für Oma sei, wenn sie nicht mehr so alleine sei und Gesellschaft im Zimmer hätte und dass sie Glück gehabt hätten, einen Platz für Oma in so einen günstigen Heim zu bekommen.“

„Das ist nicht wahr, oder?“

„Natürlich ist das wahr. Wahrscheinlich sind wir deshalb nie mehr zu Oma Friedel, damit wir nicht sehen in was für ein schäbiges Heim sie abgeschoben wurde!“

„So ein Schwein, so ein Schwein!“ Tobias stampfte mit seinem rechten Fuß wütend auf und ballte seine Hände zu Fäusten.

„Tobias!“, rügte Lydia ihren Bruder

„Ist doch wahr!“ Für Tobias brach gerade eine Welt zusammen. Wie oft wurden er und seine Schwester angehalten Andere zu achten und ihnen gegenüber Verständnis aufzubringen.

„Auch wenn es dir schwer fällt, wir dürfen uns nichts anmerken lassen, sonst ist alles umsonst!“

„Okay, okay!“ Tobias warf ergeben beide Unterarme und Hände nach oben.

Im Lauf der Zeit wurden die Köpfe der Geschwister vor Eifer immer röter.

„Da!“, rief Tobias aus. „Das klingt doch gut: ‚Betreutes Wohnen‘.“

„Was ist das?“

„Da hat man ein eigenes Appartement oder eine eigene Wohnung, in der man wohnt. Man bekommt alle Hilfen, die man braucht. Keiner schreibt einem was vor. Oma Friedel kann ganz normal über alles selber bestimmen. Wenn sie zum Pflegefall wird, dann kann sie in ihrer Wohnung versorgt werden.“

„Das ist es. Genau das Richtige für Oma.“

„Wo sind eigentlich ihre Möbel?“

„Noch in ihrem Haus. Papas Cousin ist doch dort mit seiner Familie eingezogen. So viel ich weiß, haben sie es möbliert übernommen, weil er doch arbeitslos wurde und trotzdem vier Kinder durchfüttern muss. Seine eigenen Billigmöbel hat er verramscht. Ich glaube auch, dass Papa nur um das Haus für Onkel Albert frei zu bekommen, Oma Friedel ins Altersheim abschob. Die sind doch beide fast wie Geschwister aufgewachsen.“

„Bist du sicher, dass er nicht Omas Möbel zu Geld gemacht hat? So antikes Zeug ist doch eine Goldgrube.“

„Hat Mama auch befürchtet, aber Papa hatte es verboten und alles aufgeschrieben, was in der Wohnung ist. Es ist ja schließlich mal seins.“

„Nun da wird unser Onkel aber staunen, wenn Omas Möbel plötzlich abwandern!“

„Wir müssen schauen, wo Papas Liste ist und die für Oma kopieren.“

„Warum?“

„Na dann tut sie sich leichter zu sagen, was sie haben will.“

„Gute Idee, dann werden wir heute Nacht wohl ein bisschen Einbrecher spielen müssen.“

„Okay, aber kannst du auch sehen, ob wo was frei ist?“

Eine Weile war wieder nur das Klappergeräusch der Tastatur zu hören.

„Da steht nirgends etwas.“ Tobias war enttäuscht

„Dann rufen wir halt überall an. Ich die eine Hälfte und du die andere.“

Eine zeitlang füllte ein geschäftiges Murmeln den Raum aus.

„Mager, mager“, ergriff Lydia zuerst das Wort. Überall lange Warteliste. Nur im ‚Wal-desruh‘ ist ein Ein-Zimmer-Appartement frei, aber man muss es sich kaufen und im ‚Morgenstern‘ ist es sogar eine Drei-Zimmer-Wohnung, die zum Verkauf steht und deshalb nicht vermietet wird.“

„Bei mir ist es nicht anders, eine Zwei-Zimmer-Wohnung.“

„Wenn wir nur wüssten, wie viel Oma auf dem Konto hat. Auf die Wohnung könnte sie ja eine Hypothek aufnehmen.“

„Oder sie verkauft ihr Haus.“

„Genau. Das ist die Lösung! Da brauchen wir auch bei Papa nicht nach Unterlagen zu suchen. Es ist Omas Haus, da kann sie machen, was sie will! Muss halt Onkel Albert mit seiner Familie eine andere Bleibe suchen. Dann kann sich Oma sogar die

Drei-Zimmer-Wohnung leisten und ein sorgenfreies Leben. Ich red' mit meinem Freund Kim. Der ist 19 und hat ein Auto. Der fährt sicher mit uns zu Oma und dann zu den Wohnungen. Ich ruf dort noch mal an, sicherheitshalber überall, und bitte sie die Wohnungen erst einmal für uns zu reservieren und melde uns noch vor Weihnachten zur Besichtigung an. Übermorgen ist Samstag, da düsen wir los!“

„Nur bis Weihnachten reicht die Zeit nicht mehr für einen Umzug. Dann ist Oma wieder alleine.“

„Ich könnte Kim bitten, Oma zu ihrer Schwester zu bringen. Die ist dieses Weihnachten zum ersten Mal alleine. Es wird für sie schwer werden, nachdem Onkel Traugott gestorben ist. Sibylle wird nicht mit ihrer Familie zu Weihnachten aus Australien angetauscht kommen. Ich frag mal bei Tante Jolanda nach.“

„Es ist eine gute Idee, aber 250 Kilometer ist weit! Ich glaube nicht, dass Kim das macht.“

„Er liebt mich. Und wenn wir ihm das Benzingeld geben, dann macht er es bestimmt.“

„Frag ihn zuerst.“

Lydia erledigte ihre Telefonate. Erst rief sie ihren Freund an, der sofort seine Unterstützung und Hilfe zusagte. Anschließend rief sie ihre Großtante an. Wie vermutet, wäre sie über Weihnachten allein. Sie fand die Idee mit ihrer Schwester zu feiern wunderbar. Sie schlug vor, dass alle bei ihr übernachten könnten.

„Also es ist alles so, wie ich es gesagt habe. Kim schlug vor, gleich am Samstag Oma unter unsere Arme zu klemmen und zur Tante Jolanda zu fahren. Wir übernachten dort und kommen am Sonntag zurück.“

„Und was sagen wir den Eltern?“

„Das wir bei Freunden übernachten. Das ist ja nichts Neues mehr und fällt nicht auf. Oma kann sowieso selber entscheiden, da braucht es keine Einwilligung. Nur für

Oma wird es zwangsläufig eine Überraschung. Ich denke, sie wird aber froh sein raus zu kommen.“

„Aber unsere Nachtaktion müssen wir trotzdem machen, wegen der Möbelliste.“

„Stimmt. Ich bringe mal ganz unauffällig unser Geschirr in die Küche, mal sehen, wie der Stand der Dinge ist.“ Lydia stellte die Teller auf einander.

„Was Flüssiges wäre nicht schlecht.“ Tobias streckte die leere Sprudelflasche seiner Schwester entgegen. Lydia ergriff sie mit der linken Hand und öffnete mit dem Ellenbogen die Zimmertür. Ihre Eltern hielten sich noch im Esszimmer auf, aber hörten, dass jemand in der Küche hantierte.

„Bist du's Lydia?“, rief Kathrin.

„Ja“, erwiderte Lydia unsicher zögernd. Vollbeladen mit Saftschorle, Sprudel und Gläser steckte sie ihren Kopf durch die Esszimmertüre.

„Papa und ich gehen über den Weihnachtsmarkt, wollt ihr nicht mitkommen? Es ist ein Versöhnungsangebot.“ Erwartungsvoll gespannt blickte Kathrin zu ihrer Tochter.

„Eh“, zischte Karl unwirsch, den Kopf schüttelnd.

„Sei friedlich, es ist bald Weihnachten“, säuselte besänftigend Kathrin ihrem Mann zu.

Lydia sah die Reaktion ihres Vaters und spürte seine Ablehnung. „Nein, macht Euch mal einen schönen Abend zu zweit, ihr habt es verdient“, sagte sie mit zuckersüßer Stimme, konnte jedoch einen heuchelnden Unterton nicht ganz vermeiden.

„Undankbare Sippschaft“, murmelte Karl verärgert, dem der besondere Beigeschmack nicht entgangen war, den die Antwort seiner Tochter hatte. Lydia hatte die Bemerkung ihres Vaters schon nicht mehr gehört, da sie bereits auf die noch offene Zimmertüre ihres Bruders zusteuerte.

„Du, Tobias“, flüsterte sie beim Eintreten und gab mit dem Fuß der Türe einen Tritt, so dass sie selber ins Schloss fiel. „Papa und Mama gehen nachher über den Weihnachtsmarkt. Wir können dann schon nach der Möbelliste schauen und brauchen uns nicht zu sorgen, dass einer wach wird.“

„Super! Also die Lauscherchen ausgefahren, wann sie das Haus verlassen.“ Es sollten noch beinahe zwei Stunden vergehen, bis es soweit war, denn es mussten erst noch die Christstollen fertig werden. Als die Geschwister endlich erst die Haustüre hörten und dann das Auto, gingen sie ins Arbeitszimmer ihres Vaters. Es war ihnen mulmig dabei. Sie kamen sich wie Diebe vor. Der Schreibtisch war unverschlossen. Vorsichtig durchsuchten sie die Schubladen und bemühten sich alles wieder genau so hinzulegen, wie es vorher war. Sie fanden nichts und schauten sich verzweifelt im Raum um, auf eine Eingebung hoffend. „Da!“, rief Tobias erfreut aus und holte einen Ordner mit der Aufschrift ‚Friederike Raubach‘ aus einem Regal. „Hast du gewusst, dass Friedel die Abkürzung von Friederike ist, Lydia?“

„Nein, ich dachte, dass ist der ganze Name. Und? was drin?“ Lydia ging zu ihrem Bruder.

„Ja, hier ist es. Nimm's raus.“

„Nein, wir nehmen den Ordner in dein Zimmer. Wir nehmen es dort raus, kopieren es mit deinem Kombidrucker und bringen es wieder zurück.“

„Auch gut“, erwiderte Tobias, trug den aufgeschlagenen Ordner auf seinen Schreibtisch und machte sich ans kopieren der mehrseitigen Liste. Sie entdeckten auch den Vertrag mit dem Alters- und Pflegeheim ‚Sonnenhaus‘ und erfuhren somit zum ersten Mal die neue Adresse ihrer Großmutter. Als sie den Ordner wieder an seinen Platz gestellt hatten und die Türe des Arbeitszimmers wieder verschlossen war, atmeten beide glücklich und erleichtert auf. Auf dem Weg zu Tobias' Zimmer kamen sie noch am Esszimmer vorbei.

„Der mit seiner doofen Eisenbahn“, murrte Tobias. „Der hat immer noch nicht kapiert, dass wir keine kleinen Hosenscheißer mehr sind. Für wie dämlich hält er uns eigentlich? Langsam muss er doch wissen, dass wir nicht mehr Eisenbahn spielen!“

„Komm mal wieder runter, Tobias. Ehrlich gesagt, sind wir doch nur eine Ausrede. Papa ist nämlich das Kind, was unbedingt jedes Jahr zu Weihnachten Eisenbahn spielen muss. Glaubst du im Ernst er könne sich sonst so erfolgreich davor drücken, dass Mama ihn bei den Weihnachtsvorbereitungen mit einspannt?“

„Igitt, total abartig! Daddy ist doch vollkommen senil und nicht Oma Friedel. Die ist in Ordnung. Die Aktion am Samstag ist echt geil. Super, dass Kim mitmacht“

Die folgenden beiden Tage verliefen friedlich. Die Geschwister versuchten sich so normal wie möglich zu verhalten und nicht aufzufallen. Doch die Eltern spürten, dass etwas nicht in Ordnung war. Irgendwie waren ihre Kinder zu brav. Als diese am Freitagabend eröffneten, dass sie das Wochenende des vierten Advents zusammen mit ihren Freunden verbringen und dort übernachten wollten, war den Eltern klar, warum ihre Kinder so brav waren. Weder Karl noch Kathrin waren einverstanden, dass ihre Kinder so kurz vor Heilig Abend fort gehen wollten, aber sie gaben doch ihre Zustimmung, da sie einen erneuten Streit vermeiden wollten. Glücklicherweise, dass alles so unverhofft glatt ging, packten sie ihre Sachen und verließen bereits um sechs Uhr in der Frühe leise schleichend das Haus. Dass ihre Mutter gerade unter der Dusche stand, und ihr Vater noch kräftig schnarchte, erleichterte den frühen Abgang. Kim wartete bereits in seinem blauen, alten Golf vor dem Haus.

„Ich finde es echt toll, wie ihr euch für eure ungerecht behandelte Oma einsetzt!“, begrüßte Tim die Beiden. „Dafür liebe ich dich noch mehr, Lydia“, flüsterte er seiner Geliebten ganz leise ins Ohr, die sich neben ihm gesetzt hatte. Tobias musste sich mit dem Rücksitz begnügen, ihm war es sogar recht. Er spürte die starke Liebe der Beiden und er spürte eine leichte Angst sie ungewollt zu zerstören. Er war aus diesem Grund die ganze Zeit ungewöhnlich schweigsam. Sie fuhren erst zu Kims Studentebude. Unterwegs besorgte Kim an einer Tankstelle frische Semmeln, denn für eine Bäckerei war es noch zu früh. Der kleine Tisch im Einzimmer-Appartement war bereits gedeckt.

„Du bist aber früh aufgestanden!“, staunte Tobias und Lydia strahlte glücklich und stolz ihre große Liebe an. Tobias fühlte eine wohlige, geborgene Wärme in sich aufsteigen, die gleichzeitig den Wunsch auslöste, dass dieses Gefühl ewig erhalten bliebe. Er erinnerte sich plötzlich daran, dass er das gleiche Gefühl immer dann ganz stark hatte, wenn er bei Oma Friedel war. Und zuhause? Tobias kam ins Grübeln. Er fand, dass Erwachsenwerden schwer war. Als Kim mit Lydia den Tisch abräumte, nahm Tobias all seinen Mut zusammen und hielt Kim am Arm fest, ohne dass es seine Schwester merkte, die gerade mit vollen Händen in der kleinen Küche verschwand. „Kim?“, flüsterte Tobias mit unsicher zitternden Stimme. „Können wir Freunde werden?“

„Natürlich, du bist der Bruder meiner Braut“, antwortete Kim verwundert und ein wenig belustigt.

Kann ich dich mal was von Mann zu Mann fragen?“

„Na klar. Aber ehrlich, hat das nicht noch Zeit? Du bist doch erst fünfzehn.“

Lydia betrat wieder das Zimmer und wunderte sich, dass Kim und Tobias miteinander tuschelten. Sie wollte gerade eine neckische Bemerkung loslassen, als sie die ernsten Gesichter der Beiden bemerkte und plötzlich den Eindruck hatte, dass sie gerade was Wichtiges zu besprechen hatten. Sie freute sich, dass ihr Bruder so schnell Vertrauen zu Kim gewonnen hatte. Lydia nahm schweigend soviel vom Tisch, wie sie tragen konnte und ging damit in die Küche und schob die Türe vorsichtig zu. Tobias sollte nicht das Gefühl haben, beobachtet zu werden.

„Nicht so. Das meine ich doch nicht. Es ist wegen dem Erwachsenwerden.“ Tobias hatte seine Schwester nicht bemerkt.

„Du machst dir aber viele Gedanken. Du kannst jeder Zeit zu mir kommen, wenn du nicht mit deinem Vater reden willst.“

„Und Lydia? Ich will nicht eure Beziehung kaputt machen.“

„Wie kommst du da drauf? Wir lieben uns und ich sag dir, deine Schwester ist ein sehr feinfühlig, verständnisvoller Mensch. Vielleicht mehr als du denkst oder hätte sie sich sonst schweigend in der Küche vergraben?“

„Nein.“ Erst jetzt bemerkte Tobias die verschlossene Küchentür. „Danke“, sagte Tobias erleichtert. Kim erlöste Lydia mit Tobias' Hilfe vom freiwilligen Küchenexil, indem sie die restlichen Sachen vom Frühstück dorthin trugen. „Ich freue mich, dass ihr Beiden euch so gut versteht.“ Lydia umarmte spontan von hinten beide Männer gleichzeitig, die gerade dabei waren, ihre Hände zu leeren.

„Wann fahren wir?“, lenkte Kim die Gedanken wieder zum eigentlichen Vorhaben.

„Wir brauchen eine Dreiviertelstunde zu Oma Friedel.“

„Dann fahren wir um halb neun“, antwortete Lydia

„Also in einer knappen Stunde“, ergänzte Tobias. „Was machen wir so lange?“

„Ordnung. Ich denke Kim freut sich über eine tatkräftige Unterstützung. Schließlich ist er wegen uns halb in der Nacht aufgestanden!“

Sie räumten gemeinsam mit viel Spaß und Heiterkeit das Appartement auf und machten den Abwasch. Danach setzten sie sich ins Auto und fuhren zum Altersheim ‚Sonnenhaus‘. Es lag im Zentrum der nahe gelegenen Großstadt in einem Quartier mit großen mehrstöckigen Häusern aus dem 19. Jahrhundert. Dort im Hinterhof war auch der Eingang zu finden. Kein Blättchen Grün weit und breit. Alles schien trist und düster.

„Schrecklich und da hat man also Oma Friedel abgeschoben“, flüsterte Lydia schockiert.

„Dass Papa so was seiner Mutter antut, hätte ich nie gedacht. Dass der so fies ist!“ Tobias ging es wie seiner Schwester.

„Lasst uns rein gehen!“ Auch Kim traute sich nicht laut zu reden.

Sie öffneten die schmutzige Türe und sogleich kam ihnen Schwester Marta auf dem dunklen Flur entgegen. Sie sah die drei Besucher durch die immer offene Bü-

rotüre ins Haus eintreten. „Es tut mir leid, aber die Besuchszeiten sind samstags und sonntags von 15 – 17 Uhr.“

„Sie glauben doch nicht im ernst wir machen den langen Weg hier her, dass wir Oma erst am Nachmittag sehen können. Es ist selten genug, dass wir drei Geschwister zusammen sind. Ich und meine Schwester studieren in unterschiedlichen Ländern und unser Bruder geht auf ein Schweizer Internat und wir sind auf dem Weg zu unseren Eltern. Unsere Reisewege sind lang und teuer, so dass wir nicht mal jede Weihnachten zusammenkommen. Papa hat außerdem uns aufgetragen, Oma zum Kaffe mitzubringen und wir wollen das mit einem Ausflug verbinden. Und das kann uns niemand verbieten. Unsere Oma kann noch selbst über ihr Leben bestimmen.“

Tobias blieb vor Staunen der Mund offen und auch Lydia war überrascht. Nicht nur, dass Kim log, nein, dass er als einziger Volljähriger sich so für sie ins Zeug legte, beeindruckte beide tief.

„Tut mir leid“, sagte Schwester Marta etwas unsicher, „aber die Vorschriften!“

„Jetzt hören sie mir mal genau zu. Wenn sie die Oma nicht rausrücken zeigt Sie mein Vater wegen Freiheitsberaubung an.“ Kim wurde sehr energisch.

„Ja, wer haben wir da?“, erklang die Stimme einer Schwester, die sich im Flur um die Ecke aufhalten musste, so dass die Kinder sie nicht sehen konnten. „Wir gehen jetzt wieder ganz brav in unser Zimmer. Du weißt was passiert, wenn man nicht hören will!“

Entsetzt schauten die Kinder die vor ihnen stehende Schwester Marta an, die sich sichtlich für das Gehörte schämte und leise erklärte: „Das ist die Leiterin Frau Brandstetter.“

Die drei Besucher fühlten plötzlich einen dicken Kloß im Hals und machten sich großen Sorgen um Oma Friedel.

„Wer ich bin, dass wissen Sie und auch, dass wir nie Brüderschaft getrunken haben!“ In der wütenden Stimme der alten Dame erkannten die Kinder ihre Oma. „Was Sie machen, weiß ich nicht“, fuhr die verärgerte Frauenstimme fort, „Ich für meinen Teil gehe jetzt in die Stadt und nicht in mein Zimmer!“

Kim flüsterte Tobias und Lydia fast gleichzeitig ins Ohr: „Ihr zwei nehmt eure Oma und packt den Koffer. Ich kümmere mich um den Hausdrachen!“

Auf ein kurzes Zeichen von Kim gingen sie los. Schwester Marta, die sich über die Courage der jungen Angehörigen freute, hinderte sie nicht am Weitergehen. Kim lief forschen Schrittes auf Frau Brandstätter zu und packte sie am Arm. „Lassen Sie augenblicklich die Seniorin los, sonst rufe ich die Polizei!“ Vor Schreck und Überraschung öffnete sich unwillkürlich die Hand. Frau Brandstetter war es gewohnt, dass man Angst vor ihr hatte. Dieses Verhalten irritierte sie sehr und machte sie unsicher und etwas unbeholfen. Diese Schrecksekunde nutzten die Geschwister und nahmen ihre Oma jeder an eine Hand. Tobias trug ihren Stock. „Wir packen Deine Sachen und gehen!“, flüsterten sie im Chor. Oma Friedel wusste nicht, wie ihr geschah. Ihre Enkel hier zu sehen, dass hatte sie nie zu hoffen gewagt und jetzt wollten die sie auch gleich aus dieser Hölle raus holen. Sie ließ sich fassungslos mitnehmen. „Oma wo wohnst du?“, fragte Lydia und als ihre Großmutter nicht reagierte, versuchte es Tobias: „Hallo, hier spricht die Erde!“ Dabei stupste er seine Oma liebevoll. Diese schüttelte sich, als ob sie einen Traum verscheuchen wollte und sagte daraufhin leise: „Vierter Stock, Zimmer 403. Da vorne ist der Aufzug.“

Im Zimmer gab es ein neues Problem. Großmutter hatte keinen Koffer. Lydia schaute sich um. Als ihr Blick auf die Bettdecke fiel, hatte sie eine Idee. Sie zog den Bezug ab und packte das Wenige was man Oma Friedel noch gelassen hatte, hinein. Die Zimmergenossin döste in ihrem Sessel vor sich und registrierte nicht, was um sie herum geschah. Zehn Minuten später waren sie wieder bei Kim, der sich heftig mit der Leiterin stritt. Schwester Marta hatte sich mit einem Gefühl der Schadenfreude ins Büro zurückgezogen. Lydia und Tobias gingen mit ihrer Großmutter zügig an den Streitenden vorbei. „Den Bezug haben wir uns ausgeliehen und schicken ihn gewaschen und gebügelt zurück“, riefen sie der Leiterin zu. Abrupt ließ Kim von Frau Brandstetter ab und drohte: „Ich würde mir sehr gut überlegen, was ich mache. Bei dieser Miswirtschaft kann schnell mal was ins Auge gehen!“ Als er an Schwester Martas Büro vorbeikam, verabschiedete er sich mit einem leisen „Danke.“

Am Auto warfen sie den zum Wäschesack umfunktionierten Bettbezug in den Kofferraum, halfen der Großmutter ins Auto und stiegen selber ein.

„Ich heiße übrigens Kim und bin der Freund von Lydia. Entschuldigen Sie, dass ich mich noch nicht vorgestellt habe, aber es musste ja alles schnell gehen, um Sie aus

dieser Drachenburg zu bekommen. Ich mache den Vorschlag, wir machen in einem Café halt, dann können wir alles bereden.“

Oma Friedel nickte nur. Sie hatte das Gefühl, als würde sie immer noch träumen.

„Das ‚Morgenstern‘ hat ein Restaurant und da haben wir sowieso um elf einen Besichtigungstermin“, schlug Lydia vor.

Sie brauchten dennoch über eine halbe Stunde, um in den richtigen Vorort zu kommen, in dem die Senioreneinrichtung lag. Das Lokal strahlte Gemütlichkeit und Geborgenheit aus. Lydia verriet nun, dass Oma Friedel schon von ihrer Schwester erwartet wurde und dass diese sich schon auf das gemeinsame Weihnachtsfest freute. Sie breitete die Unterlagen der drei in Frage kommenden Senioreneinrichtungen aus und verriet die Ideen dazu.

„Das ist das schönste Weihnachtsfest in meinem Leben.“ Omas Friedels Stimme war leise vor Ergriffenheit. „Noch nie wurde ich so von drei Engeln verwöhnt. Das mit der Wohnung in so einer Senioreneinrichtung ist eine prima Idee. Ihr habt auch Recht, dass das auch besser ist, als alleine in meinem Haus zu wohnen. Ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt. War nicht die Rede von einem Besichtigungstermin um elf? Es ist gleich elf! Wir lassen unsere Sachen hier, außer dem Geldbeutel natürlich. Die Wohnung hier ist doch die Größte von den Dreien?“

„Ja, eine Dreizimmerwohnung,“ antwortete Lydia, während alle vier aufstanden. Sie gaben der Wirtin Bescheid, dass sie wiederkommen würden und dann bezahlen und wählten den Ausgang, der direkt in die helle Eingangshalle führte. Es war ein Licht durchfluteter Glasanbau mit Springbrunnen und vielen Pflanzen. Ein Mann stand dort mit suchenden Blicken.

„Wie heißt der, mit dem du gesprochen hast, Lydia?“, fragte leise Oma Friedel.

„Weiß nicht mehr.“

„Nicht so schlimm. Niemand ist fehlerfrei.“

„Suchen Sie mich? Rauhbach ist mein Name.“

„Sie wollten die zum Verkauf stehende Wohnung anschauen?“

„Ja, das bin ich.“

Entschuldigung, wenn ich etwas irritiert bin. Am Telefon klang ihre Stimme jünger.
Merflut ist mein Name.“

„Das war nicht ich“, lachte Oma Friedel. „Sie haben mit meiner Enkelin gesprochen. Darf ich vorstellen: Lydia Rauhbach, sie ist meine Managerin.“ Mit diesen Worten schob die alte Frau ihre nun sehr gehemmte Enkelin zu dem Leiter der Einrichtung.

„Oh, Grüß Gott.“ Merflut schüttelte kräftig die Hand des Mädchens, das auf einmal ganz schüchtern zu dem langen, schlanken, sportlich wirkenden Mann aufschaute.
„Na dann wollen wir mal.“

Oma Friedel war von der Wohnung im sechsten Stock ganz begeistert. Besonders der schöne Ausblick über die Parkanlage, den Ort und weit ins Land hinein. Auch der große Balkon gefiel ihr.

„Wie für mich gemacht. Die nehme ich. Wie geht es jetzt weiter? Pflege und andere Hilfe ist doch im Haus?“

Freundlich erklärte Merflut alle wichtigen Schritte und informierte Oma Friedel über alles, was sie als Bewohnerin dieses Seniorenwohnheims wissen musste. Im Foyer verabschiedeten sie sich und gingen ins Restaurant zurück.

„Lydia, du sagst den Anderen ab. Ein schöneres neues Zuhause, wie hier gibt es nicht. - Zeit für das Mittagessen. Ich lade Euch natürlich ein und du Kim, ich darf doch du sagen? Du bekommst selbstverständlich das Benzingeld erstattet. Es ist schon viel genug, dass du mir deine freie Zeit opferst. Und für dich bin ich auch Oma Friedel und das ‚Sie‘ lässt mal ganz schnell weg!“ Glücklicherweise schaute die Großmutter ihren Nennenkel an.

„Danke.“ Kims Wangen waren leicht gerötet. Er fühlte sich sehr geehrt. Es war ihm, als hätte eine berühmte Persönlichkeit ihm die Freundschaft angeboten.

Lydia ging nochmals in den Eingangsbereich, um ungestört zu telefonieren. Der Rest setzte sich und studierte die Menükarte. Lydia gesellte sich kurz danach dazu. Als sie gegessen hatten und bis auf Tobias alle einen Kaffee getrunken, berieten sie die nächsten Schritte. Die Großmutter erfuhr, dass ihr Sohn von der ganzen Aktion seiner Kinder nichts wusste. Schnell wurde auch klar, dass Oma Friedel nicht vor Mittwoch den 23. Dezember zu ihrer Schwester fahren konnte und Lydia gab Tante Jolanda Bescheid, die darüber ein wenig traurig war. Oma Friedel drückte Lydia zum Ausgleich der Telefonkosten einen Geldschein in die Hand, der mehr wert war, als das, was die Telefonkosten ausmachten. Doch die Großmutter wollte den Rest nicht zurück. Die alte Frau borgte sich dafür das Handy, ließ sich das Wichtigste erklären und klärte dann ihren Sohn telefonisch über alles auf und machte ihm klar, dass seine Kinder nur auf ihre Anweisungen gehandelt hätten und somit an allem unschuldig seien. Ihrem Neffen Albert eröffnete sie, dass er wegen Verkauf bis zum 31. März des nächsten Jahres mit seiner Familie aus dem Haus ausgezogen sein musste und informierte ihn darüber, dass sie eine Inventarliste besäße und sie alles, was darauf stünde auch nach dem Auszug noch antreffen wolle. Sie lies sich nicht von seinem Gejammer erweichen, denn er hatte sich nie um seine Tante gekümmert. Kim bot der alten Frau seine Hilfe an, was diese gerne annahm. Den Geschwistern erlaubte Kim, dass sie bei ihm übernachten konnten.

Sie fuhren noch zum Einkaufszentrum und besorgten einen Koffer für Oma Friedels Habseligkeiten und ein spannendes Gesellschaftsspiel, damit es vor allem für Tobias nicht langweilig wurde. Kim brauchte auch noch einen Schlafwürfelhocker, denn er hatte nur einen, wenn Lydia bei ihm übernachten wollte. Jetzt jedoch benötigte er zusätzlich ein Nachtlager für Tobias. Zum Schluss suchten sie für die Großmutter eine nette kleine Pension, denn zurück ins Altenheim wollte Oma Friedel nicht mehr. Ihren Sohn hatte sie mit der Abmeldung beauftragt.

Die Kinder verweigerten nach diesen Erlebnissen eine Familienweihnachtsfeier. Trotz Verbotes fuhren Tobias und Lydia zu Tante Jolanda. Oma Friedel, hatte es dann durchgesetzt, dass die Kinder die ganzen Weihnachtsferien dort bleiben konnten und Kim spielte Chauffeur.

„Jetzt könnt ihr mal sehen, wie das ist, wenn die Kinder von einem nichts mehr wissen wollen!“, hatten die Geschwister ihren Eltern bei der Abreise noch unfreundlich

nachgerufen. Viel hatten die Kinder ohnehin nicht mehr gesprochen. Nur noch das Nötigste.

Ohne dass es ihre Eltern wussten, aber mit Erlaubnis von Oma Friedel, fuhr Lydia mit Kim gleich weiter zu Kims Eltern und verbrachten dort ein glückliches Weihnachtsfest. Kims Eltern hatten Lydia gleich ins Herz geschlossen

Noch vor Ende des Jahres war die neue Wohnung mit einem kurzfristigen Kredit gekauft. Zu Beginn des neuen Jahres zog Oma Friedel dort mit Hilfe von Kim, Lydia und Tobias ein. Die drei halfen in den Osterferien auch das Haus vollständig zu räumen. Was ihre Oma nicht umziehen konnte, verteilten oder verkauften sie. Albert bekam doch noch einiges an Hausrat und Möbel für seine neue Bleibe ab. Die Kinder hielten sich seit dem bis zu Lydias Volljährigkeit fast mehr bei Oma Friedel, als Zuhause auf. Vor allem Tobias. Lydia war ohnehin meistens bei Kim, mit dem sie kurz nach ihrem 18. Geburtstag in eine geräumige Zweizimmerwohnung zusammenzog. Tobias war von diesem Zeitpunkt an nur noch zum Schlafen im Elternhaus, denn, wie seine Schwester, verzieh er es seinen Eltern nie, dass sie so schändlich mit Oma Friedel umgegangen waren, um möglichst viel zu erben. Zuhause fühlte er sich nur noch bei seiner Schwester und seinem zukünftigen Schwager.

Oma Friedel folgte dem Rat ihrer Enkel, das Geld für sich zu nutzen und dreiste viel in der Welt herum.

SCHNEESTURM AM HEILIGEN ABEND

„Du bleibst da!“ Henriette Sorgenmüller stellte sich wütend ihrem Mann in den Weg. „Erstens kommen lauter Unwetterwarnungen im Radio und zweitens kommen die im Krankenhaus auch mal ohne dich aus. Ich aber nicht. Du hörst ja was hier los ist. Den Baum und das Wohnzimmer habe ich letzte Nacht auch alleine schmücken müssen. Es gibt noch viel zu tun bis zur Bescherung und die Kinder brauchen ihren Vater. Ich schaffe das alles nicht mehr alleine. Weißt du überhaupt, dass du verheiratet bist und sieben Kinder hast? Wann warst Du das letzte Mal bei der Bescherung dabei, ja überhaupt die Weihnachtsfeiertage da? Ich glaube, als wir Weihnachten noch kinderlos auf Mallorca gefeiert haben.“ Das letzte sagte Henriette Sorgenmüller unter Tränen. Man sah ihr an, wie erschöpft sie war. Ein Teil der Kinder tobte, der andere stritt sich oder weinte. Es war nicht zu erkennen, ob auch nur eins der Kinder sich still und brav beschäftigte.

„Mach dir halt nicht so ein Stress! Ich bin Arzt und kann es mir nicht aussuchen, wann Patienten krank werden und wie schlimm!“

„Deine Kollegen schaffen es doch auch, sich das einzurichten, wenigstens an einem der Tage bei der Familie zu sein!“

„Als Oberarzt geht das nicht so einfach und jetzt lass mich durch!“ Bonifazius Sorgenmüller schob unwirsch seine Frau zur Seite und verließ die Tür zuknallend das Haus. Seine Frau sank auf den Stuhl, der neben der Garderobe stand. Ihr Schluchzen ging im Kinderlärm genauso unter, wie die Schritte der ältesten Tochter Franziska.

„Mama, was ist? Warum weinst du?“

„Papa hat schon wieder Dienst und vermutlich schafft er es wieder nicht bis zur Bescherung und ihr streitet euch, tobt rum, anstelle zu helfen. Ich weiß nicht, wie ich alles schaffen soll!“

„Ich streite mich nicht. Ich habe gelesen, bis ich gehört habe, wie Papa und du euch streitet. Warum sagst du nicht, dass du Hilfe brauchst? Woher sollen wir das denn sonst wissen? Du musst nicht alles alleine machen. Aber wir sind noch zu klein. Wir können nicht wissen was man alles machen muss!“

„Hast ja Recht, Franziska. Du bist zwar groß für dein Alter, aber mit dreizehn kann man wirklich nicht alles wissen. Das Essen muss zum Beispiel vorbereitet werden.“

„Warum der Stress? Ein paar Brote tun es auch. Essen ist nun wirklich nicht das Wichtigste an Weihnachten und wenn Papa eh' nicht da ist... Außerdem muss ich zur Christvesper. Du weißt doch, ich muss da mit dem Jugendkirchenchor singen. Warum gehen wir nicht einfach alle in die Christvesper? Dann kommt die Bescherung und dann essen wir einfach Lebkuchen, Stollen und Plätzchen und ich mache noch einen Kinderpunsch dazu. Das reicht doch und wir haben gar nichts mehr zu tun!“

„Meinst du? Aufräumen müsste man noch und sauber machen.“

„Na klar! und ich schnapp mir meine Geschwister und dann legen wir los! Da sind wir ruckzuck fertig und können noch gemütlich Spiele machen. Das ist doch viel besser als die große Kocherei, wo doch dann vor Aufregung keiner mehr richtig Hunger hat!“

„Du hast Recht! So machen wir das!“

Henriette Sorgenmüllers Tränen versiegten und es dauerte nicht mehr lange, bis sich das Kindergeschrei in leise Arbeitsgeräusche verwandelten. Der jüngste Spross, gerade acht Monate alt, war eingeschlafen als schließlich Stille ins Haus einkehrte. Die anderen Geschwister von Franziska waren froh, endlich beschäftigt zu sein und stolz, dass sie gebraucht wurden, alles für das Christkind schön zu machen. Franziska zeigte eine große Begabung im Umgang mit ihren Geschwistern, was nun auch ihrer Mutter bewusst wurde. Auf die Idee ihre Kinder nicht zu schonen, sondern mit einzu beziehen war sie bis jetzt nicht gekommen.

Dr. Sorgenmüller war inzwischen in sein Auto gestiegen und fuhr die kurvenreiche Strasse den Berg hinunter zur Schnellstrasse. Er war froh, wieder auf dem Weg ins Krankenhaus zu sein. Er mochte Weihnachten nicht. Er kam aus einem sehr wohlhabenden Haus und war das jüngste von elf Kindern. Seine Eltern, beide auch Ärzte, unterwarfen ihr ganzes Leben der gesellschaftlichen Etikette. So war alles steif und eingequetscht in Sachzwängen. Emotionen hatten keinen Platz. Es war wichtiger, was über die Familie gesagt wurde, als was innerhalb der Familie geschah. Die Eltern hatten sich eine private, sehr gut gehende Klinik für Schönheitschirurgie aufgebaut. Die Reichen und Berühmten ließen viel Geld für ihre Verschönerungen dort. Doch Geld allein macht nicht glücklich.

Der Arzt war noch nicht lange auf der fast leeren Schnellstrasse, als blitzartig ein Schneesturm losbrach, der ihm jede Sicht raubte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sofort stehen zu bleiben. Er sagte der Klinik Bescheid und hoffte nicht allzu lange stecken zu bleiben.

*

Benjamin Silberstreifen fuhr gemütlich mit seinem Bus durch die kahle Landschaft. Die weihnachtliche Musik aus dem Radio stimmte ihn bereits auf das Fest ein. Um elf Uhr kamen die Nachrichten auf dem eingestellten Lokalsender, denen er kaum Beachtung schenkte. „...Achtung! Hier noch eine Unwetterwarnung. Ein Sturmtief nähert sich sehr schnell unserer Region. Sie bringt große Schneemassen mit sich. Mit meterhohen Schneeverwehungen ist zu rechnen! Ebenso mit Lawinen und Schneerutschen. Viele Orte sind bereits von der Umwelt abgeschlossen! Mit Stromausfällen ist zu rechnen! Bitte bleiben sie zuhause. Wenn Sie unterwegs sind, steuern Sie am Besten den nächstgelegenen Ort an und versuchen in einem Gasthaus oder Café Unterschlupf zu finden!“ Silberstreifen nahm auch diese Warnung nicht bewusst wahr. Er sah nur eine dunkelschwarze Wolkenfront am Horizont auf sich zu bewegen. „Es scheint eine weiße Weihnacht zu geben!“, murmelte er vor sich hin. „Ich glaube ich fahre sicherheitshalber auf den nächsten Rastplatz.“

Silberstreifen fuhr mit seinem, zur Wohnung umgebauten alten Reisebus ziellos durch die Gegend. Er ließ sich von seinem Gefühl leiten. Bei seinem äußerst sparsamen Lebenswandel konnte er von dem Leben, was er sich als erfolgreicher Programmierer zusammengespart hatte. Vor seinem Reisebusdasein lebte er fünf Jahre im

Australischen Busch bei den Indianern. Lernte viel von ihrer spirituellen Lebensweise und ihrer Heilkunst. Vor acht Monaten kam Silberstreifen zurück nach Deutschland, kaufte sich den Reisebus und baute ihn um. Er genoss das freie Leben, beobachtete die Menschen und philosophierte gern. Den Wohnbereich seines Hauses hatte er vermietet. Nur in die Arztpraxis durfte niemand. Die Vorstellung ein fremder Arzt würde die Sachen seiner geliebten verstorbenen Frau benutzen, auf ihrem Stuhl sitzen, war immer noch unerträglich. Die Praxis leer räumen konnte er erst recht nicht. Es war für ihn, als würde er seine Elisabeth verraten.

Der Schneesturm war schneller da, als ein Rastplatz. So war Silberstreifen gezwungen mitten auf der Landstrasse stehen zu bleiben. Er war in seinem Bus von einem undurchdringlichen Flockenvorhang umgeben. Die Windböen brachten das Fahrzeug wie ein Schiff ins Wanken. Eine Weiterfahrt war viel zu gefährlich geworden.

*

Alois Hinterbichler fuhr mit seinem alten, klapprigen Rostgestell, welches man kaum noch als Auto bezeichnen konnte in leichten Schlangenlinien auf der Landstrasse. Nach einem kräftigen Streit mit seiner Frau, hatte er sich mit Alkohol eingedeckt und fuhr ohne festes Ziel durch die Gegend. Hinterbichler grölte in einem fort die erste Strophe von ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘, lediglich unterbrochen durch lautes Schimpfen auf das Schicksal, welches so gar grausam mit ihm umging. Der immer dunkler werdende Himmel erhöhte seine Untergangsstimmung, die ihren Höhepunkt im ausbrechenden Schneesturm fand. Hinterbichler verlor die Kontrolle über seinen Wagen und kam im Strassengraben zum Stehen. Der Motor lief weiter. die Räder auf der Beifahrerseite berührten kaum noch den Boden und Hinterbichler lag mehr auf der Autotüre, als dass er noch in seinem Sitz saß. Erst nach mehreren Anläufen gelang es ihm den Motor abzustellen.

„Verdammte Sch... Scheiße ... so eine ... eine ver... verdammte Scheiße,“ schimpfte Hinterbichler vor sich hin und versuchte an etwas Alkoholisches zu kommen, doch seine Flaschen hatten den Unfall nicht überlebt und so konnte er den Inhalt nur noch inhalieren. Sein suchender Blick fiel auf das Handschuhfach. Ihm fiel ein, dass er dort die Schnapsfläschchen untergebracht hatte. Mit größter Mühe versuchte er sich soweit hochzuziehen, bis er das Handschuhfach öffnen konnte. Es gelang ihm erst nach mehreren Anläufen, denn er rutschte immer wieder zurück. Genauso mühsam

angelte er sich die heißbegehrte Sechserpackung. Gierig öffnete er ein Fläschchen nach dem anderen und leerte sie, bis er im berauschten Nichts versank.

*

„So, Schwester Laura, mit den Ärzten ist alles geklärt, ich kann das Kind mit heim nehmen.“

„Mir ist aber nicht bekannt, dass das Kind entlassen werden kann, Frau Engel.“

„Wer spricht von Entlassung? Ich darf mein Michael über die Feiertage mit heim nehmen. Wenn's Problem gibt, komme ich natürlich sofort hier her, das ist doch klar!“

„Tut mir leid Frau Engel, das kann nicht sein. Ihr Kind ist an der Beatmungsmaschine angeschlossen!“

„Doch kann sein, denn das alles ist nur sicherheitshalber gemacht worden. Sie werden sehen, wenn sie den Schlauch raus machen, dann wird Michael von alleine atmen.“

„Gut, ich hole schnell einen Arzt.“ Schwester Laura schwitzte. Sie hatte ein ungutes Gefühl und war froh, dass nur Ärzte die Schläuche entfernen durften, so konnte sie sich unauffällig absichern.

„Nein, das brauchen Sie nicht, Schwester Laura. Frau Dr. Schöngruber lässt ausrichten, dass sie das in diesem Fall alleine machen dürfen.“

„Das geht nicht!“

„Doch das geht. Frau Dr. Schöngruber hat gesagt, dass sie das entscheiden könne. Es es sei ihre Verantwortung, hat sie gesagt. Sie beauftragt Sie ausdrücklich damit. Sie könnten das, hat Frau Dr. Schöngruber gesagt. Und jetzt machen Sie nicht ewig rum, sonst verklage ich Sie! Das ist dann nämlich Freiheitsberaubung! In unsere Familie sind Anwälte, verdammt gute Anwälte! Solche können Sie sich von Ihrem mick-

rigen Schwesterngehalt nicht leisten! Und einer davon ist mein Vater. Der steht in der Eingangshalle und will sicher nicht mehr lange warten bis er uns heimfahren kann!“ Schwester Laura nahm alle Kraft und ihren ganzen Mut zusammen, um ihre Angst zu unterdrücken. Vorsichtig machte sie den sechs Monate alten Jungen von den ganzen Apparaten los. Zu Schwester Lauras Überraschung atmete das Baby tatsächlich selbständig, aber sehr schwach. Die Schwester hoffte sehr, dass zufällig ein Arzt vorbeischaute. Hildegard Engel hatte jedoch bewusst die Mittagszeit ausgewählt, um diese Gefahr möglichst gering zu halten. Ihre Rechnung ging auf. Sie konnte ihr Kind ungestört in die mitgebrachte Babyschale legen. Während Schwester Lauras Verstand eine Menge logische Gründe fand, warum dies alles so ungewöhnlich lief, sagte ihr Instinkt, dass sie gerade einen großen Fehler machte. Die Angst vor einer Anzeige ließ den Verstand jedoch als Sieger hervorgehen.

Engel eilte zum Lift, froh dass die Ärzte einen eigenen hatten. Schnell stieg sie in ihr Auto, blickte voller Sorge zum dunkler werdenden Himmel. Einen Moment zögerte sie noch, ob sie sich nicht vielleicht hier verstecken sollte. Es war ihr jedoch zu risikvoll. Sie könnte hier noch im letzten Moment entdeckt werden! So fuhr sie mit einem unguuten Gefühl los.

Kaum hatte sich im Krankenhaus der Lift hinter Engel geschlossen, als aus dem Ärztelift Dr. Schöngruber vom Essen zurückkam.

„Frau Doktor Schöngruber?“

„Ja Schwester Laura, ist was passiert?“

„Nein, aber ist es nicht zu riskant den kleinen Michael Engel über die Feiertage nach Hause zu lassen?“

„Wer sagt das?“

„Ja, Sie“, antwortete Schwester Laura leise und sehr gedehnt.

„Ich? Wie kommen Sie denn darauf?“ Die Kinderärztin war wütend.

„Frau Engel sagte, dass Sie es erlaubt hätten.“

„Sagen Sie mal, Schwester Laura, wie lange machen Sie jetzt den Job? Sie wissen ganz genau, dass Beatmungsschläuche bei uns nur von Ärzten herausgenommen werden dürfen! Beten Sie zu Gott, dass das Kind nicht stirbt! Das hat ein Nachspiel! Wie konnten Sie nur so was machen!“

„Entschuldigung. Frau Engel lies Grüße von ihnen ausrichten und sagen, dass ich den Beatmungsschlauch raus machen darf, nachdem ich sagte, ich würde dafür ein Arzt holen. Frau Engel sagte noch, dass die Verantwortung bei Ihnen liege und dass Sie mich damit beauftragen würden. Diese Frau sagte alles so glaubwürdig. Ich hatte trotzdem ein ungutes Gefühl, aber als sie mir mit einer Anzeige wegen Freiheitsberaubung drohte und sagte, dass es in ihrer Familie sehr gute Anwälte gäbe und ihr Vater, am Eingang warten würde und auch einer sei und nicht mehr lange Geduld hätte. Da bekam ich es einfach mit der Angst zu tun!“

„Gut Sie gehen jetzt nach Hause, bis alles geklärt ist, dann kann uns niemand Mausehelei vorwerfen. Ich informiere die Polizei, damit das Kind so schnell wie möglich zurück gebracht wird. Und das Jugendamt informiere ich natürlich auch! Wie kann man nur so unverantwortlich sein als Mutter!“ Die um Hilfe gebetene Behörde lehnte ihre Unterstützung vorerst wegen der Sturmwarnung ab, versprachen jedoch sofort zu helfen, sobald dies für sie gefahrlos möglich sei.

Engel fuhr noch nicht lange auf der Landstrasse, als der Schneesturm losbrach. Sie lenkte etwas nach rechts und blieb dann stehen. Sorgenvoll blickte sie auf das kleine bewusste Wesen neben ihr. Sie fühlte nach dem Puls des Kindes. Er war schwach spürbar. Engel glaubte nicht mehr daran, dass sie es noch lebend nach Hause brachte. So richtig traurig konnte sie auch nicht sein, gab es an dem Kind doch zuviel, was sie an ihren verhassten Ex-Freund erinnerte, der sie zu Beginn ihrer Schwangerschaft verlassen hatte. Andererseits hing sie auch an dem Kind, war es doch auch ein Stück von ihr.

Er war kurz und heftig dieser Schneesturm. Jetzt strahlte der Himmel wieder hellblau und die Sonne schien, als wäre es nie anders gewesen. Um die stehen gebliebenen Autos war alles weiß. Die gut in Schneewatte gehüllten Fahrzeuge sahen wie farbige Schneehügel aus. Ihre Reifen waren beinahe im Schnee verschwunden. Auf der einen Seite war ein verschneiter steiler Hang. Durch die fast zwei Meter hohen Schneewehen auf der anderen Straßenseite wirkte die Straße wie eine Schlucht. Die Fahrbahn wurde in einer Richtung durch einen entwurzelten Baum blockiert, In der anderen durch einen großen Schneerutsch. An eine Weiterfahrt war nicht mehr zu denken

Dr. Sorgenmüller stieg aus, um seine Lage zu begutachten. Seine Füße versanken bis über dem Knöchel im Schnee. „Auch das noch!“, schimpfte er laut. „So ein Mist!“ Der Arzt merkte, wie langsam Schnee in seine Halbschuhe rutschte. Er hatte sie angezogen, um schneller in seine Arztsandalen zu kommen. Eilig setzte er sich wieder in sein Auto und schlug draußen beide Füße aneinander, so dass der Schnee von den Schuhen fiel. Dann zog er die Schuhe aus, schüttelte den restlichen Schnee raus, schlüpfte wieder hinein und hob seine Beine ins Auto. Seine Socken waren klamm, was Dr. Sorgenmüllers Stimmung noch schlechter werden ließ. Er blickte in den Rückspiegel und sah, dass hinter ihm ein Auto im Graben steckte. Zwar wusste er, dass er als Arzt verpflichtet war, zu schauen, ob einer verletzt war, aber er hatte keine Lust auf nasse Füße. „Weiß ja keiner, dass ich Arzt bin“, versuchte der Doktor sein Gewissen zu beruhigen. Er sah noch einmal in den Rückspiegel, um zu sehen ob sich beim Unfallwagen was tat. Es war alles still. Dr. Sorgenmüller entdeckte jedoch einen alten Bus etwas weiter hinten auf der Gegenfahrbahn. „Da ist ja ein Vollidiot unterwegs!“ Dr. Sorgenmüller ließ seinem Frust freien Lauf. „So ein Trottel von Busfahrer! Bringt seine Fahrgäste in Gefahr, obwohl es angeblich eine Unwetterwarnung gab. Der hat ja gar keine Verantwortung im Leib! Kein Wunder, scheint aus dem Osten zu kommen, so seltsam, wie der Bus aussieht. Ein Vorteil hat das Ganze: Es gibt genug Helfer und die haben sicher Stiefel an!“ Unentwegt blickte der Arzt über den Rückspiegel auf die Gegenfahrbahn, ob nicht endlich einer zum Helfen aus dem Bus steigen würde. Kurz darauf sah er jemand mit Wollmütze und Pferdeschwanz durch den Schnee zum Unfallwagen stapfen. „Das kann ja nicht sein! Nur einer! Wo bleiben die anderen? Sie müssen doch auch helfen! Der Busfahrer muss doch Anweisungen gegeben haben. Da ist jeder sich selbst am Nächsten. Da muss

es doch wenigstens einer geben, der hilft, das verstehe ich nicht!“, schimpfte Dr. Sorgenmüller vor sich hin. „Ich hole mir auf jeden Fall da draußen nicht den Tod!“ Plötzlich klopfte es an der Fensterscheibe und der Doktor zuckte erschrocken zusammen. Er hatte den Pferdeschwanzmenschen nicht kommen sehen. Widerwillig drückte er auf einen Knopf und die Scheibe glitt mit einem leisen Summen runter. Ein bärtiges Männergesicht schaute ihn freundlich an: „Ich brauche Ihre Hilfe. Da ist einer verunglückt. Wir müssen...“

„Wir müssen gar nichts. Wenn der zu blöd ist, sein Auto zu steuern, was kann ich dafür. Sie können ihm ja helfen, wenn Sie das glücklich macht.“, gab Dr. Sorgenmüller aggressiv zurück.

Der Angesprochene ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Steigen Sie bitte aus und helfen Sie mir, den Verunglückten in mein Bus zu tragen, Der Mann erfriert sonst draußen.“

„Warum fragen Sie nicht ihre Fahrgäste? Die werden doch in der Lage sein, zu helfen oder sind die sich zu fein dafür?“

„Ich habe keine Fahrgäste, sonst hätte ich Sie nicht in ihrer wohlverdienten Mittagsruhe stören müssen.“ Silberstreifen schaute seinen widerspenstigen Gesprächspartner liebevoll lächelnd an und sprach unbeirrt im freundlichen Ton, als könne ihn nichts auf der Welt verärgern.

„So, Sie haben keine Fahrgäste. Tut mir leid, ich bin für eine solche Aktion nicht ausgerüstet.“ Unwillkürlich bewegte Dr. Sorgenmüller seine Füße und lenkte auf diese Weise Silberstreifens Blick darauf.

„Ich verstehe.“ Silberstreifen entfernte sich unerwartet vom Auto und lief zum Bus zurück.

„Aber... ich verstehe nicht. Warum gibt der jetzt so einfach auf? Er war doch noch ganz versessen darauf, dass ich ihm helfen soll?“ Erleichtert schüttelte Dr. Sorgenmüller den Kopf. Er grinste selbstzufrieden vor sich hin. Sein Glück währte nicht lan-

ge, denn wieder klopfte es an der Fensterscheibe. Der Arzt öffnete erneut das Fenster. „Ach Sie schon wieder. Was ist noch?“ Lächelnd hob Silberstreifen seine rechte Hand, in der sich ein Paar Gummistiefel befanden. Die Sohlen hatten ein tiefes Profil, so dass man auch im Schnee nicht ins Rutschen kam. Dr. Sorgenmüller, der sah, dass er nun keine Ausrede mehr hatte, öffnete die Autotüre und zog die etwas zu großen Stiefel an. Beide stapften durch den hohen Schnee zum verunglückten Auto. „Was ist denn das für eine Rostlaube“, bemerkte Dr. Sorgenmüller herablassend. „Kein Wunder, dass der im Strassengraben landet und wir müssen ihn da rausholen, weil er nicht imstande ist, ein anständiges Auto zu fahren!“

Silberstreifen hatte inzwischen die Beifahrertüre geöffnet, da die Fahrertüre durch den Grabenrand blockiert war. „So, Sie packen ihn am Arm und ich klettere auf die Rückbank und versuche von dort aus den Mann mit raus zu ziehen.“

„Igitt da bekommt man ja eine Alkoholvergiftung!“ Dr. Sorgenmüller wich zurück.

„Gut, aber vorher helfen Sie bitte, den Mann da rauszubekommen.“ Silberstreifen lächelte amüsiert.

„Sehr witzig.“ Dr. Sorgenmüller packte den alkoholisierten Mann an den Armen, als dieser murrend aus seinem Rauschschlaf aufwachte. „Ich weiß nicht ob dein alkoholzerfressenes Gehirn erlaubt verständlich zu reden, aber beim Aussteigen mitzuhelfen, dafür wird es schon reichen.“

„Hä?“ Hinterbichler schaute irritiert auf die unscharfen Konturen eines Mannes. In seinem Kopf schien sich nur Brei zu befinden. Zumindest konnte er keinen klaren Gedanken fassen.“

„Du sollst mithelfen!“

„Ilich scholl... scholl mithelfen... mithelfen waaas?“ Hinterbichler hatte das Gefühl, als hätte er den ganzen Mund voller Kartoffeln. Sein Oberkörper rotierte leicht, ohne dass der Betrunkene Gewalt über ihn bekam.

„Aufstehen und raus!“, befahl Silberstreifen von hinten.

Hinterbichler zuckte erschrocken zusammen. Der Adrenalinstoß verhalf ihm kurzzeitig die Kontrolle über seine Gliedmaßen zu erhalten, so dass er mithilfe konnte aus dem Auto zu kommen. Draußen ließ er sich gleich in den Schnee fallen. Die beiden nüchternen Männer packten Hinterbichler unter die Arme und schleiften ihn mehr, als dass dieser lief zum Bus. Dr. Sorgenmüller staunte nicht schlecht, als er unerwartet eine ganze Wohnungseinrichtung im Bus fand. „Jetzt verstehe ich. Ein Wohnmobil der besonderen Art. Nicht schlecht!“ Der Arzt nickte anerkennend. „Was ist das aber für ein seltsamer Aufbau auf dem Dach? Wozu soll der gut sein?“

„Solaranlage. Unten, wo eigentlich das Gepäck hinkommt habe ich auf der einen Seite meine Stromanlage. Ein Generator ist auch dabei, wenn die Sonne nicht ausreicht.“

„Eine Solaranlage. Respekt! Warm ist es hier drinnen. Sie sind wohl so ein Aussteiger, richtiger wäre Sozialschmarotzer, einer der auf Kosten der Allgemeinheit lebt. So ein vergessener Hippie“

„Wenn es dich beruhigt: ich bekomme kein Geld vom Staat, der höchstens von mir. Ich bin übrigens der Benjamin und du?“

„Immer noch Sie. ich kann mich nicht erinnern, dass ich mit Ihnen am Stammtisch gesessen bin...“

„... jaaa Brüderbrüderschaft trinken. Gib mir... grrrch.“ Hinterbichler musste aufstoßen. „Gib mir was. Ich... grrrch, ich hab.. grrrch, ich hab durst.“

„Gegen den Durst gibt's Wasser. Alkohol habe ich keinen und deine Flaschen sind ein Scherbenhaufen in deinem Auto! Wie heißt du?“

„Ilich, ich bin der... der Alois... der Alois Hinter... Hinter... grrrchbh... Alois Hinterbichler.“

„So, so, Alois Hinterbichler. Wie kann man sich nur so volllaufen lassen und dann Auto fahren.“ Dr. Sorgenmüller schüttelte den Kopf.

„Und wie ist jetzt Ihr werter Name?“ Silberstreifen schaute belustigt auf den gut angezogenen Grantler.

„Darf ich mich vorstellen: Ich bin Doktor der Medizin, Bonifazius Sorgenmüller.“

„So, Doktor der Medizin und dann machen sie so einen Aufstand, um einem Unfallopfer zu helfen? Das ist auch nicht besser, als betrunken Auto zu fahren...“

„Jetzt reicht's aber. Das ist schon was ganz anderes. Ich bin zum Beispiel nicht so ein Versager, wie der! Wie der schon aussieht, das sagt doch alles!“

„Gar nichts sagt es. Die Fassade ist unwichtig. Entscheidend ist, was sich dahinter verbirgt. Hinter der Fassade vom Alois ist vermutlich mehr, als hinter Ihrer piekfein geschniegelter.“

„Jetzt ist aber gut...“

„Nichts ist gut, denn es dürfte ihnen nicht entgangen sein, dass ein Stück vor meinem Bus noch ein Auto steht, in dem sich eine Frau mit Kind befindet. Die müssen beide dringend in die Wärme.“

„Wenn Sie das sagen, ich habe nichts gesehen. Außerdem wird die Frau kaum betrunken sein, wie unser Freund da, der hier gemütlich seinen Rausch ausschläft. Die wird also gut selber laufen können.“

„Sicher wird sie selber laufen können. Trotzdem holen Sie die Frau mit ihrem Kind jetzt. Ich mach uns allen einen heißen Tee zum aufwärmen. Die Polizei ist verständigt, aber bis der Räumdienst sich bis zu uns durchgekämpft hat, dauert es noch etliche Stunden!“

„Von wegen. Ein bisschen mehr Köpfchen hätte ich ihnen zugetraut. Die sollen uns mit dem Flugzeug rausholen. Alles muss man selber machen!“ Silberstreifen lächelte den Arzt mitleidig an, ging in seine kleine Küche und setzte Teewasser auf.

Dr. Sorgenmüller folgte ihm nach kurzer Zeit schimpfend. „Das haben Sie fein hingekriegt, sie Benjamin sie. Die sehen keine Notwendigkeit, weil eine Meldung vorliegt, dass ein beheizbarer Wohnbus die stecken gebliebenen Menschen bis zu ihrer Befreiung aufnehmen kann...“

„So und Sie halten die Luft an und holen mir die Frau mit ihrem Kind, bevor sie ganz unterkühlt sind und das sofort!“

„Wie reden Sie mit mir! Was glauben Sie, wen Sie vor sich haben!“

„Ich rede so, wie Sie es offensichtlich brauchen, um anderen Menschen zu helfen. Ich möchte nicht Ihr Patient sein. Und vor mir habe ich einen Menschen, der seine Fassade aufblasen muss, damit keiner merkt, welches angstvolles Herz dahinter steckt und jetzt bitte.“ Silberstreifen sprach ruhig und freundlich. Dr. Sorgenmüller schluckte dreimal leer. Vollkommen verunsichert verließ er den Wohnbus und folgte der Aufforderung.

Hildegard Engel hatte nur kurz die Türe geöffnet, um sich einen Überblick von der gegenwärtigen Situation zu verschaffen. Sie wollte ihr Auto nicht noch mehr auskühlen, denn sie besaß keine Luxuslimousine mit Standheizung. Ihre Situation schien ausweglos. Michael atmete kaum noch, der Puls war nur sehr schwach spürbar und sie konnte nicht ins Krankenhaus zurück. Aber dort konnte man bisher dem Jungen auch nicht helfen. Keiner wusste, was das kleine Kind so krank machte. Neujahr hätte es vermutlich ohnehin nicht überlebt und Engel wollte den Erdenabschied so schön wie möglich gestalten. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie es nicht schaffte eine innige Beziehung zu ihrem Kind aufzubauen. Jetzt saß sie im Auto fest, was sie auch nicht schöner empfand als die Krankenhausatmosphäre.

Engel wurde jäh aus ihren Gedanken aufgeschreckt. Es klopfte an ihrer Autoscheibe. Sie sah den fremden Mann stehen und wusste nicht, ob dieser in guter Absicht gekommen war.

„Kommen sie mit ihrem Kind zu uns in den Bus, da ist es warm.“ Die Männerstimme klang zwar freundlich, aber Engel hatte dennoch plötzlich Angst entdeckt zu werden.

„Für Angst ist jetzt keine Zeit. Denken Sie an das Kind! Es ist viel zu kalt im Auto!“

Langsam öffnete Engel die Türe, nahm die Babyschale vom Sitz und drückte sie zögernd dem eleganten Mann in die Hand. Dr. Sorgenmüller schaute erschrocken auf das weiße Gesichtchen. „Um Gottes Willen! Ist das Kind tot?“

„Nein, aber krank“, erwiderte Engel leise beim Aussteigen.

„Jetzt aber schnell! Sie gehen jetzt da vorne in den Bus und ich hole meinen Notfallkoffer. Sie haben Glück, ich bin Arzt!“

„Sie können auch nicht helfen!“, sagte Engel resigniert und ging mit ihrem kleinen Michael zum Bus.

„Ich nehme das Kind, dann können Sie besser einsteigen“, forderte Silberstreifen in seiner ruhigen Art die verängstigte Frau auf. Engel hatte sofort Vertrauen zu diesem Mann und fühlte sich geborgen. Ohne zögern überließ sie ihm ihr Kind.

„Ich bin der Benjamin“

„Ich die Hildegard...“

„Keine Zeit für Kaffeekränzchen!“, rief Dr. Sorgenmüller dazwischen. „Das Kind braucht dringend medizinische Hilfe, wenn es überhaupt noch lebt!“

„Es lebt noch“, antwortete Engel

„Kommt, wir gehen ganz nach hinten in mein Schlafzimmer, da ist es am ruhigsten. Silberstreifen ging mit dem Kind voran, ohne sein Blick von dessen Gesicht zu lassen. Am Ziel angekommen stellte er die Babyschale vorsichtig und langsam auf sein Bett. Ebenso langsam und ganz behutsam nahm er das Baby raus, legte es auf das Bett und begann den Winteranzug auszuziehen

„Mach mal zu, Benjamin, für Spielchen sind jetzt keine Zeit und du lass mich durch!“

„Psss!“, erwiderte energisch Engel und verstellte bewusst Dr. Sorgenmüller den Weg. Sie sah mit dem im Herzen verborgenen Mutterauge, dass zwischen Silberstreifen und ihrem Kind etwas Besonderes, etwas heiliges war. Sie fühlte, dass sie die Beiden vor einer Störung beschützen musste. Silbereisen schien in einer anderen Welt zu sein und nicht mehr wahrzunehmen, was um ihn herum geschah. Was er dann mit Michael machte, als der Winteranzug ganz ausgezogen war, konnte Engel nicht sehen, da Silberstreifens breiter Rücken die Sicht versperrte.

„Jetzt...“

„Psss! Jetzt nicht!“, flüsterte Engel. „Halten Sie den Mund und bleiben Sie stehen. Sie kommen schon noch rechtzeitig!“

„Aber...“ Mit einem Ellbogenstoß in Dr. Sorgenmüllers Magengegend wurde der Arzt endgültig zum Schweigen gebracht. Er war so mit seinem Schmerz beschäftigt, dass er den Notfallkoffer abstellte und gekrümmt stehen blieb. Der Doktor hatte keine Lust noch eine von der, in seinen Augen rabiaten Mutter einzufangen.

Sie hatten in dieser Position fast eine halbe Stunde lang verharrt, als Silberstreifen sich aufrichtete und zu den beiden anderen umdrehte. „Ist alles in Ordnung. Sein Puls ist wieder kräftiger und die Atmung auch. Das reicht vorerst. Jetzt lassen wir ihn in Ruhe. Er hatte genug Aufregung zu verkraften! Silberstreifen schob die beiden erstaunten Beobachter nach vorne in den Wohnzimmerbereich.

Kaum saßen sie auf den gepolsterten Bänken am Tisch, fasste sich Dr. Sorgenmüller wieder und donnerte los: „Was fällt Ihnen ein, mich an der Ausübung meiner Tätigkeit zu hindern. Ich zeige Sie an und dann sind Sie dran mit Mord!“ Der Arzt erhob sich wieder.

„Wenn Sie mich anzeigen, dann vergessen Sie nicht, sich selbst anzuzeigen, wegen unterlassener Hilfeleistung und jetzt setzten Sie sich hin!“, befahl Silberstreifen, der an der Außenkante der Bank neben dem Arzt saß.

„Einen Teufel werde ich tun!“ Dr. Sorgenmüller versuchte Silberstreifen mit aller Kraft von der Bank zu schieben.

„Ich lasse Sie nicht durch. denn dem Kind fehlt nichts Körperliches!“ Silberstreifen gab seinem Nachbarn einen kräftigen Schubs, so dass er das Gleichgewicht verlor und auf die Bank plumpste.

„Ach, sie sind Arzt?“, fragte Dr. Sorgenmüller zynisch.

„Nein, aber ich habe lange genug unter Indianern in Australien gelebt und bin bei dem Mediziner praktisch in die Lehre gegangen. Es ist tief beeindruckend welche Fähigkeiten die haben.“

„Ach, und weil sie so ein Quacksalber kennen gelernt haben, meinen Sie, sie können mehr als einer, der Medizin studiert hat.“

„In manchen Bereichen schon, besonders im Vergleich zu den reinen Schulmedizinern, die alles andere in Abrede stellen. Zu denen gehören Sie ganz offensichtlich auch.“ Es folgte der übliche, schon seit Generationen geführte Streit zwischen der wissenschaftlichen Medizin und der Naturheilkunde. Engel verfolgte diese Diskussion interessiert.

Das Klingeln eines Handys unterbrach die heftig Diskutierenden.

„Das ist meins,“ sagte Silberstreifen schnell. „Silberstreifen.“

„Hier ist die Krisenzentrale. Sie sind der Wohnmobilbesitzer, der eingeschneite Autofahrer aufnehmen konnte?“

„Ja?“ Silberstreifen hatte ein ganz mulmiges Gefühl. Irgendetwas stimmte mit diesem Anruf nicht. Er musste sehr aufmerksam sein. Als sein Blick auf Engel fiel, die ihn neugierig anschaute, war es ihm, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten. Plötzlich spürte er, dass Mutter und Kind in Gefahr waren.

„Sie kommen mit allem aus, bis morgen früh?“

„Sicher“

„Wie viele haben Sie in ihr Wohnmobil aufgenommen?“

„Zwei.“

„Also zwei. Nur Erwachsene oder auch ein Kind?“

Silberstreifen wusste jetzt, dass er Recht hatte. „Erwachsene.“

„Nur Erwachsene?“

„Ja, sagte ich doch schon. Warum?“

„Es wird eine Mutter gesucht, die ihr todkrankes Kind aus der Kinderklinik entführt hat. Wenn wir das Kind nicht schnell finden, stirbt es.“

„Das ist ja entsetzlich“, heuchelte Silberstreifen.

„Noch Fragen?“

„Nein, das ist vorerst alles. Danke, Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

„Wer war das?“

„Ich glaube nicht, dass das Sie was angeht Herr Sorgenmüller.“

„Herr Doktor Sorgenmüller, wenn ich bitten darf!“

„Herr *Doktor* Sorgenmüller.“

„Und Sie Hildegard vertrauen sicher auch diesen Quacksalbern und Scharlatanen mehr, als einem ordentlichen Arzt? Ihr Kind gehört ins Krankenhaus und nicht in die Hände von solchen Halsabschneidern.“

„Michael war im Krankenhaus“; antwortete Engel leise. „Über vier Monate und es wurde immer schlimmer. Keiner konnte helfen und sie können das auch nicht.“

„Sie kennen sich ja aus. Das kann schon vorkommen, dass etwas übersehen wird. Ich mit meiner Berufserfahrung bekomme schon raus, was los ist. Sie müssen nur dafür sorgen, dass ich zu ihrem Kind komme. Dann Sorge ich dafür, dass sie nicht wegen Aufsichtsverletzung das Sorgerecht verlieren.“

Erschrocken schaute Engel den Arzt an.

„Lass dich nicht von dem einschüchtern“, beschwichtigte Silberstreifen.

„Gehe ich Recht in der Annahme, dass Sie ihr Kind aus dem Krankenhaus entführt haben?“

„Ich habe mein Kind nicht entführt. Ich durfte es über Weihnachten mit nach Hause nehmen, weil es ohnehin nicht mehr lange zu leben hat.“

„Das kannst du dem Weihnachtsmann erzählen und diesen beiden Schlafmützen hier, aber mir nicht. Schon vergessen, ich bin Arzt. Ich weiß, dass man ein sterbenskrankes Kind grundsätzlich nicht aus dem Krankenhaus entlässt und da du keine Einsicht zeigst, werde ich jetzt die Polizei verständigen, dass sie das Kind mit dem Hubschrauber hier rausholen und schnell ins Krankenhaus fliegen, bevor es zu spät ist!“ Engel schrie kurz auf. Silberstreifen legte eine Hand beruhigend auf Engels Arm. Mit der anderen schlug er geistesgegenwärtig Dr. Sorgenmüller das Handy aus der Hand. Es schleuderte auf den Tisch, schlitterte drüber und fiel laut krachend auf den Boden, wo es noch ein Stück über den Teppich glitt.

„Spinnst jetzt vollkommen. Du kannst doch nicht einfach mein teures Handy kaputt machen“ Ich...“

„Schreiben Sie die Sachbeschädigung mit auf die Anzeigenliste“, entgegnete Silberstreifen ruhig. „Aber ich werde es nicht zulassen, dass Sie hier mit Ihrer selbsterhlichen Art zwei Leben zerstören!“

„Das ist kein...“

„Und mich kannst wegen Diebstahl anzeigen“, unterbrach Hinterbichler mit einer tiefen, noch breiig klingenden Stimme den Arzt. „Schau hier, ich stecke dein Handy ein. Und wenn du oberschlauer Doktor noch länger rumschreist, dann schmeiß ich dich eigenhändig aus dem Bus. Wie soll sonst das Kind seine Ruhe haben!“

„Für Dich immer noch ‚Sie‘! Misch dich nicht in Sachen, von denen du keine Ahnung hast! Schlaf lieber Deinen Rausch aus!“

„Falsch, ich entscheide zu wem ich ‚Sie‘ sage und zu einem, der mich lieber verrecken lässt, als seine Designerschühchen dreckig zu machen, der ist kein ‚Sie‘. Schreib dir das mal hinter die Ohren. Außerdem ist Heilig Abend und da streitet man sich nicht rum. Wenn die Hildegard nicht will, dass du ihr Kind anfasst, dann will sie das nicht! Basta und aus!“

„Jetzt hör mal zu Bürschchen: Kindesentführung ist kein Kavaliersdelikt...“

„Jetzt setzt's bei dir ganz aus. Falls du es nicht mitgekriegt hast: Sie ist die Mutter und kann über ihr Kind bestimmen. Und wenn sie das Gefühl hat, ihr Kind wird im Krankenhaus umgebracht, dann ist es nur logisch, dass sie ihr Kind beschützen will und es da raus nimmt. Wenn du Kinder hättest, dann würdest du als Vater auch mit aller Macht dein Kind schützen!“

„Ich habe Kinder. Sieben Kinder!“ Ungläubig schaute der Rest der unfreiwilligen Gemeinschaft auf den Arzt.

„Du bist aber kein Vater,“ begann ruhig und bedacht Silberstreifen. „Allenfalls der Erzeuger. Zum Vater braucht es mehr, als seinen Samen bei der Frau zu deponieren. Warum bist du denn jetzt nicht bei deinen Kindern?“

„Denkst du die Krankheiten gehen in die Weihnachtsferien? Ich muss arbeiten, wie viele Familienväter auch!“

„Hattest du letztes Jahr frei?“

„Nein.“

„Vorletztes Jahr?“

„Nein“, antwortete Dr. Sorgenmüller leise und kleinlaut.

„Wann also das letzte Mal?“

„Seit die Kinder da sind nie.“

„Ach und du willst Vater sein? Kämpfst nicht für freie Tage über Weihnachten? Unternehmst du überhaupt was mit den Kindern?“

„Erziehung ist Frauensache. Ich bringe das Geld rein und außerdem habe ich einen anspruchsvollen Beruf. Arbeite manchmal 36 Stunden an einem Stück. Wenn ich dann zuhause bin, muss ich mich erholen, damit ich wieder fit bin. So schaut das nämlich aus!“

„Aber Hildegard ins Handwerk pfuschen“, mischte sich Hinterbichler ein.

„Halt, das ist was anderes. Falls dein Hirn sich nicht ganz im Alkohol aufgelöst hat, kapiertst du vielleicht, dass es hier um ein schwerkrankes Kind geht und für Kranke bin ich als Arzt zuständig!“

„Nur wenn es sich um körperliches Leiden handelt“, entgegnete Silberstreifen ruhig und freundlich. „In diesem Fall haben Ihre Kollegen nicht einmal herausgefunden, dass Michaels Krankheitsursache ganz woanders liegt.“

„Ach, Psychologe sind mir auch noch. Was sonst noch alles?“, höhnte Dr. Sorgenmüller.

Silberstreifen ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und ignorierte die Bemerkung des Arztes. „Ich habe Michael vorhin nicht nur den Winteranzug ausgezogen, sondern auch geschaut, was ihn so krank macht. Ich habe bei den Indianern gelernt, anders hinzuschauen; gelernt in den Menschen hineinzuschauen -“

„Ah, den Röntgenblick hat er auch noch. Merkt es hier eigentlich außer mir eigentlich keiner, welche Show der Typ abzieht. Denkt wohl er sei Jesus und kann Tote zum Leben erwecken! -“

„Sie mögen viel studiert haben,“, unterbrach Engel mit leiser Stimme den schimpfenden Arzt, „sind aber ein gottloser Mensch, denn sonst würden Sie wissen, dass man das Wirken Gottes und seiner himmlischen Heerscharen nur mit dem Herz und nicht mit dem Verstand wahrnehmen kann.“

„Ja, Hildegard hat Recht.“, fuhr Silberstreifen fort. Es gibt viele Dinge, die wir nicht mit der Wissenschaft erklären können, aber da sind. So konnte ich spüren, dass die Lebensenergie blockiert ist. Kein Wunder, dass es ihm immer schlechter geht. So gut es ging habe ich diese Lebensenergie zum fließen gebracht, aber sie ist immer noch aus dem Gleichgewicht. Das liegt wohl daran, dass du Hildegard, gegenüber deinem Kind eine negative Ausstrahlung hast. Das habe ich ganz deutlich gespürt. Ein wenig hatte sich die aufgelöst in der Zeit, als wir dahinten waren, aber ich frage mich warum das so ist. Magst du dein Kind nicht?“

„Wenn ich das schon höre: Lebensenergie. So ein Humbug!“, mischte sich Dr. Sorgenmüller ein, der die ganze Zeit verärgert den Kopf geschüttelt hatte. „Aber jetzt verstehe ich. Gar nicht dumm unser Hobbypsychologe. Die Frau will ihr Kind nicht und hat alles nur inszeniert, damit ihr Kind stirbt, ohne dass das wie Mord aussieht.“

„Jetzt halt mal dein Maul!“. schimpfte Hinterbichler, der immer noch im großen Ohrensessel auf der anderen Seite des Gangs saß. „Es kommt doch nur Müll raus und um dich geht es gar nicht. Du gehörst zwar zur Oberschicht, bist aber unfähig dich anständig und respektvoll zu verhalten, unfähig mal den Mund zuzuhalten und die Ohren aufzusperren. Zurückhaltung ist auch ein Fremdwort für dich. Du hältst es nicht aus, mal nicht als Supermann in Weiß im Mittelpunkt zu stehen. Selbst ich hab schon mitgekriegt, dass die Mediziner und die Chinesen in der Medizin mehr drauf haben, als ihr Ärzte!“ Hinterbichler war unterdessen aufgestanden und hatte Engel mit einem Zeichen zu verstehen gegeben, dass er sich ans Fenster, gegenüber von Dr. Sorgenmüller hinsetzen wollte. „So Sie Herr Wichtigtuer, jetzt kriegst jedes Mal, wenn du ungefragt dein Maul aufreißt eins gegen das Schienbein. Ich befürchte, dass ist die einzige Sprache, die du kennst. Ich werde nicht länger tatenlos zuschauen, wie du Benny, sorry, Benjamin ist mir zu lang, wie du Benny daran hinderst der...

„Hildegard“, half Engel weiter.

„Der Hildegard und ihrem Kind zu helfen.“

„Ich... Au, spinnst du?“ der Arzt rieb mit dem anderen Fuß sein schmerzendes Schienbein.

„Ich habe dich gewarnt! Benny kannst weitermachen. Bonny, hat's glaube ich kapiert! Und bevor du wieder losplapperst Bonny: Bonifazius ist mir auch zu lang, erst recht das abgehobene Dr. Sorgenmüller. Nicht schlecht: Benny und Bonny.“

Silberstreifen lachte. „Wirklich ein außergewöhnliches Pärchen. - War es kein Wunschkind oder warum kommen von dir so negative Kräfte zu deinem Kind?“ Dr. Sorgenmüller wollte gerade wieder eine abschätzige Bemerkung machen. Als er jedoch sah, wie Hinterbichlers Blick auf ihn fixiert jede Regung beobachtete, schloss er seinen Mund gleich wieder, als hätte er nur mal nach Luft schnappen müssen. Sein Gegenüber grinste zufrieden.

„Ich habe auch den Eindruck, du hast dein Kind schon lange aufgegeben“, fuhr Silberstreifen fort. „Du kämpfst gar nicht um dein Kind. Es sieht eher aus, als versuchst du dein schlechtes Gewissen gegenüber deinem Kind zu beruhigen.“

„Na ja die Ärzte haben gesagt, dass man nichts mehr machen kann, was macht es dann für einen Sinn um das Kind zu kämpfen, wenn man ohnehin nicht mehr helfen kann? ... Wenn ich ehrlich bin, dann hast du Recht, ich habe schon ein schlechtes Gewissen, weil ich mein Kind nicht so richtig lieben kann, wie es sich für eine Mutter gehört.“

„Warum, wolltest du das Kind nicht?“

„Doch, als ich schwanger war, habe ich mich so gefreut und was macht Anton? ...“

„Der Vater des Kindes?“

„Ja, er war mein Freund und ist Michaels Vater. Ein feiner Freund! Er hat immer gesagt, wie sehr er mich liebt und dass er ohne mich nicht leben könne. Als ich wusste, dass ich schwanger war, habe ich Antons Lieblingsessen gekocht, alles schön gerichtet mit Kerzen und Blumen und so. Anton hat sich ganz arg gefreut. Als wir beim Nachtschiff waren, da sagte ich ihm, dass er Vater wird. Und was macht dieses Arschloch? Er holt seine Brieftasche raus, legt 220 Euro auf den Tisch und sagt ‚mehr habe ich nicht. Zu blöd zum Verhüten! Machs weg! In Holland geht es ohne Probleme!‘ Er stand ohne ein weiteres Wort auf und war auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Michael hat Antons Nase, kriegt seine roten Haare, aber das ist nicht das Schlimmste!“

„Was ist denn das Schlimmste?“

„Das Muttermal am Hals, ich sehe es immer, wenn ich Michael einen Kuss gebe, genau, wie ich es immer gesehen habe, wenn ich Anton geküsst habe. Und dann sehe ich die verdammten 220 Euro auf dem Tisch.“

Lange redeten die Beiden miteinander. Hildegard hatte nie die Gelegenheit bekommen, mit jemanden über das schreckliche Erlebnis zu reden und Silberstreifen war

nicht nur ein guter Zuhörer, sondern fand intuitiv die richtigen Worte. Hildegard merkte, wie sich langsam der innere Druck und die Anspannung lösten, bis sie schlussendlich innerlich Anton loslassen konnte. Es gelang Hildegard zunehmend Michael unabhängig von ihrem Exfreund zu sehen und begann uneingeschränkte Liebe zu ihm zu empfinden.

Silberstreifen spürte dies. „Was denkst du? Bist du jetzt bereit um Michaels Leben zu kämpfen, anstelle dein Kind aufzugeben?“

„Ja natürlich, aber wie?“

„Du musst es nur fest wollen, dass es wieder gesund wird. Komm wir schauen mal nach deinem Kind. Es wird ihm sicher schon besser gehen!“ Engel und Silberstreifen standen auf. Sofort erhob sich auch Dr. Sorgenmüller. Silberstreifen drückte ihn kräftig wieder zurück auf die Bank. „Setz dich neben den Hitzkopf auf die Bank, Alois und pass auf ihn auf! Der hat bei dem Kind nichts zu suchen!“ Hinterbichler folgte der Aufforderung und Sorgenmüller traute sich weder zu reden noch zu bewegen.

Silberstreifen und Engel gingen in den Schlafbereich. Michael atmete tief und fest. Die Gesichtsfarbe war zwar noch blass, aber nicht mehr so durchscheinend. Engel strahlte glücklich den Retter ihres Kindes an. „Du hast es geschafft!“, flüsterte dieser leise, nachdem er er seine Hände an bestimmte Stellen des kindlichen Körpers gelegt hatte. „Seine Lebensenergie fließt wieder frei. Er ist nicht mehr bewusstlos, sondern schläft tief und fest seiner Gesundheit entgegen. Du kannst dich jetzt beruhigt dazu legen, Hildegard. Es ist gut für ihn, wenn er deine Nähe spürt.“

Silberstreifen kehrte zu den beiden Männern zurück. Als er durch seine Küche kam, machte er noch mal frischen heißen Tee, den anderen hatten sie vergessen und war inzwischen kalt. Er stellte das heiße Getränk mit Geschirr und einem Christstollen auf ein Tablett und brachte alles in den Wohnbereich. Dem Hinterbichler stellte er einen Becher hin, in dem schon der Tee dampfte. „Hier Alois, das vertreibt deine Alkoholgeister. Auch wenn die Kräutermischung nicht schmecken sollte, trink es aus. Ich brauch dich voll einsatzfähig! Und zu dir Bonifazius, ich werde nicht mehr auf deine Geschichten eingehen. Wir duzen uns hier alle und du bist keine Ausnahme mehr!“ Hinterbichler grinste schadenfroh. Silberstreifen wandte sich ganz dem Doktor zu. „Also du hast meine Frage noch nicht beantwortet, warum du an Weihnachten immer abhaust.“

„So, darf ich jetzt auf die Coach von unserem Hobbypsychologen?“

„Dein Zynismus hilft dir auch nicht mehr.“

„Komm spuck's schon aus!“, meldete sich Hinterbichler zu Wort, „Welches dunkles Geheimnis hast zu verbergen, dass du an Weihnachten abhaust?“

„Erstens habe ich kein dunkles Geheimnis und nichts zu verbergen und zweitens haue ich nicht ab, ich muss arbeiten, schon vergessen?“

„Das glaube ich dir nicht.“ Silberstreifen schaute Dr. Sorgenmüller erwartungsvoll an. „Ich merk es doch: du musst nicht, du willst es so. Was hält dich wirklich ab zuhause Weihnachten zu feiern? Du hast vor irgendetwas Angst!“

„Na, Doktorchen, jetzt geht es dir an den Kragen! Raus mit der Sprache. Deine Alte hat dich vollkommen unter ihrer Fuchtel und das kratzt ganz schön am Ego unseres Doktorchens!“

„Alois, nimm den Mund nicht zu voll. Für deine Straßengrabenlandung war auch nicht nur der Alkohol schuld. Und jetzt rede bitte nicht ständig dazwischen! Also Bonifazi-us.“ Silberstreifen schaute den Arzt mit festem Blick an, als könne er dessen Innenleben genau sehen und wartete geduldig. Dr. Sorgenmüllers Gesicht wurde immer ernster und trauriger. Langsam ergriff er das Wort: „Ich muss immer an den Horror zuhause denken. Meinen Eltern waren wir egal. Ich und meine zehn Geschwister,“

„Zehn Geschwister“, hauchte Alois beeindruckt und vergaß vor Staunen seinen Mund zu schließen.

„Ja wir waren elf. Für meine Eltern, Schönheitschirurgen mit Privatklinik, war die Gesellschaft das wichtigste. Was wir zu hören bekamen war nur: ‚das macht man, das macht man nicht; das gehört sich nicht; was sagen die Leute dazu‘. Nur ja keine Gefühle zeigen! Haltung war alles! Wir mussten uns besonders an Festtagen still und brav verhalten...“

Weihnachten war es am schlimmsten... Weihnachten wurde in der saalartigen Empfangshalle unserer großen Villa mit dem Personal und vielen Gästen gefeiert. Papa hatte da alle wichtigen Leute von seiner Klinik mit Familie eingeladen... Das ganze Jahr war er ein rücksichtsloser, arroganter Mensch gegenüber seinen Mitarbeitern, aber an Weihnachten machte er immer auf großen, menschenfreundlicher Gönner... Was nicht hieß, dass man nach Neujahr nicht eine Kündigung bekommen konnte. Wer nicht mehr seinem Schönheitsideal entsprach, egal ob Pflegepersonal oder Arzt, wurde entlassen. Aber auch, wenn einer was zu kritisieren hatte.

Ein riesiger Weihnachtsbaum stand bei uns in der Halle. Am 24. wurden wir gezwungen die Zeit in unseren Zimmern verbringen, jeder in seinem eigenen, bis wir gerufen wurden. Wir durften keinen Lärm machen. Musik höchstens mit Kopfhörer, aber nur so laut, dass wir hören konnten, wann wir gerufen wurden. Außerdem mussten wir am Heilig Abend ein Krippenspiel aufführen, Gedichte aufsagen, Weihnachtslieder singen... Wir kamen uns vor, wie dressierte Tiere, die man im Zirkus dem Publikum vorführte. Solange, bis wir nicht mehr zuhause wohnten. Ihr glaubt gar nicht wie peinlich uns das war. Am Tisch mussten wir sitzen, als hätten wir einen Stock verschluckt, nicht reden und sich möglichst nicht bewegen... Ständig hatten wir Angst was falsch zu machen. Alle Kinder freuten sich auf Weihnachten nur wir waren froh wenn der Horror schnell rum war.

Und dann die Hauskonzerte!... Nicht nur an Weihnachten und den anderen Festtagen fanden die statt, sondern auch zwischendurch. Teilnahme war für jeden Pflicht! Solange wir kein Instrument beherrschten, mussten wir singen.“

„Und jetzt hast du Angst, dass du, wenn du daheim Weihnachten feierst, an den Alptraum denken musst“, unterbrach Hinterbichler nachdenklich.

„Ja, ich habe verdammt Angst. Ihr wisst gar nicht, wie das ist, wenn das ganze Leben nur ein Theaterspiel ist, alles vorgegeben und vorgeschrieben und wehe einer fällt aus der Rolle! Wir hatten eine strenge Kinderfrau. Ein flüchtiger Gutenachtkuss auf die Wangen beider Eltern, war der einzige erlaubte Gefühlsausdruck. Ich habe Angst, dass ich genauso zu meinen Kindern bin“, dachte Dr. Sorgenmüller laut nach.

„Drum stehst du immer unter Hochspannung. So kannst du deine Angst nicht loslassen.“ Stumm schaute der Arzt sein Gegenüber an. Er fühlte wie Zuneigung und Liebe in Silberstreifens Blick seine Seele erwärmte; fühlte sich mehr geborgen und aufgefangen, als was seine Frau ihm zu geben vermochte. Er war von diesem Erlebnis so überwältigt, dass ihm die Tränen kamen. Heimlich wischte er sie weg. Ein Junge, ein Mann heulte nicht!

„So, genug mit den Sentimentalitäten!“, sagte Dr. Sorgenmüller schnell und laut, um von seinen Tränen abzulenken.

„Lass sie laufen, sie schwemmen deine Ängste weg“ ermunterte Silberstreifen ihn. „Auch starke Männer heulen manchmal und das ist richtig und gut so! Es wird dir nachher ganz bestimmt besser gehen! Alois räume bitte den Tisch ab und spüle das Geschirr, wir brauchen es wieder. Dann schau mal, was du Essbares findest für ein Abendbrot.“ Hinterbichler verstand und zog sich in die Küche zurück. Jeder Wohnbereich war mit dicken schallschluckenden Vorhängen abgetrennt. Silberstreifen legte tröstend seinen Arm auf die Schulter des Doktors.

„Ich helfe dir ein Essen zu richten.“ Engel war wieder aufgestanden, als Michaels Gesicht eine zartrosa Farbe bekommen hatte und auch nicht mehr eingefallen wirkte. Sie wusste jetzt, dass ihr Kind die schlimme Zeit nun endlich überstanden hatte. „Bist du strafversetzt?“

„Nein, Silberstreifen wollte mit Bonifazius alleine sein. Der ist jetzt glaube ich, ein neuer Mensch. Tränen hat er gehabt, der Bonifazius. Kannst du dir das vorstellen, Hildegard. Der Meckeronkel und Tränen!“

„Und du? Du bist doch nicht wirklich ein Trinker? Was hast du denn runtergespült?“

„Nichts.“

„Feigling!“

„Also, mein beschissenes Leben habe ich runtergespült.“

„Hat es funktioniert?“, fragte Silberstreifen, der beim Essen zubereiten helfen wollte, um Dr. Sorgenmüller noch Zeit für sich zu geben.

„Wenn ich ehrlich bin, nicht wirklich.“

„Was findest du denn so schrecklich in deinem Leben?“

„Wer bin ich denn? Ein arbeitsloser Versager.“

„Wie kommst du drauf, dass du ein Versager bist?“; wunderte sich Engel.

„Hab vor drei Monaten mein Job verloren. Firma wird nach Polen verlagert, billigere Arbeitskräfte. Was Neues habe ich nicht. Bin einfach nicht in der Lage die Familie zu ernähren, das sagt doch schon alles!“

„Das sagt gar nichts!“, erwiderte Engel. „Das sagt nur, dass du dein Selbstmitleid genießt.“

„Von dir hätte ich das am wenigsten erwartet, dass du mich auch noch verspottest. Aber das ist wohl typisch Frau. Meine reibt mir jeden Tag unter die Nase, was sie für eine erfolgreiche Managerin sie ist!“

„Ach daher weht der Wind!“, mischte sich Silberstreifen wieder ins Gespräch.

„Ich gehe mal die Essenssachen aus dem Auto holen, die ich noch für Weihnachten eingekauft hatte. Dann kriegen wir vielleicht so eine Art Weihnachtsbüffet hin.“

„Ist gut, Hildegard. Der Türöffner ist der grüne Knopf links vom Lenkrad.“

„Okay.“ Engel verschwand eilig Richtung Ausgang.

„Woher weht der Wind?“, fragte Hinterbichler gereizt.

„Du hast Minderwertigkeitskomplexe, weil deine Frau die Familie ernährt.“

„Ich habe keine Komplexe. Der Mann ist verantwortlich, dass die Familie was zu beißen hat und ein Dach über den Kopf!“

„Wo steht das Gesetz? Den Paragraphen kenne ich nicht.“

„Mir ist nicht zum Scherzen zumute.“

„Das ist kein Scherz. Es steht nirgends, dass der Mann für den Unterhalt zuständig ist. Es gibt dafür keine Verpflichtung. Heute sorgt der finanziell für die Familie, der das Glück hat, eine Arbeit zu bekommen. - Kinder?“

„Nein.“

„Wo ist also das Problem, abgesehen von deinem gekränkten und vielleicht eifersüchtigem Ego? Es spielt sich alles in deinem Kopf ab. Du musst deinen Computer da oben mal auf ein funktionierendes, zeitgemäßes System umprogrammieren. Hast du nicht ein Traum, den du verwirklichen willst?“

„Ich wollte früher eine Töpferei, hab' sogar eine Lehre gemacht. Aber davon kann man ja nicht leben, also bin ich am Fließband gelandet, während Isabelle Karriere machte. Da ist doch abzusehen, wann ich ihr nicht mehr genüge. Sie verkehrt doch in ganz anderen Kreisen.“

„Ich würde mal dringend mit ihr reden, um zu sehen, was real ist und was Hirngespinnste in deinem Kopf. Du hast gesagt, du könntest von der Töpferei nicht leben. Sag mal, bist du so verbohr, dass du gar nicht merkst, welches Glück du hast? Du *musst* jetzt nicht mehr von der Töpferei leben. Du kannst deinen Traum leben, weil es nicht auf die Einnahmen ankommt. Das ist doch tausend Mal besser, als Fließbandarbeit. Warum hast du nicht schon früher umgesattelt? Und wenn ihr Kinder habt, dann bist du es, der Zeit für sie hat und sie aufwachsen sieht. Kinder, Haushalt und Töpferei ist eine sehr gute und ausfüllende Jobmischung, ohne die üblichen finanziellen Sachzwänge.“

„Zugegeben der Alkohol war ein schlechterer Ratgeber, als du. Danke. Oh Hildegard, wie lange stehst du schon da? Zeig her, was du hast.“ Hinterbichlers Stimme klang leicht und unbeschwert. Er packte voller Eifer den Einkaufskorb aus. Eng aneinandergedrückt, wie siamesische Drillinge, versuchten sie in der kleinen Küche miteinander ein weihnachtliches Essen auf die Beine zu stellen. Sie ließen die Ergebnisse ihrer Kreativität als Buffet in der Küche stehen. Silberstreifen zog den Vorhang auf. Dr. Sorgenmüller hatte die Schachtel mit Weihnachtsschmuck auf dem Boden neben dem kleinen Topftannenbaum entdeckt und diesen als Christbaum geschmückt. Die elektrischen Kerzen leuchteten schon. Die vielen Teelichter in bunten Gläsern tauchten den Raum in ein stimmungsvolles Licht. Silberstreifen knipste schnell das elektrische Küchenlicht aus. Sie konnten alle vier nicht anders, sie mussten Weihnachtslieder singen. Meist bekamen sie mit Müh und Not gerade die erste Strophe zusammen, aber das störte niemanden mehr. Andächtig schweigend aßen sie die zubereiteten Köstlichkeiten. Jeder hing seinen Gedanken nach. Viel war in den letzten Stunden passiert. - Jäh wurden sie vom Babygeschrei aus ihren Betrachtungen gerissen.

„Michael schreit. Das hat er seit Monaten nicht mehr gemacht!“, flüsterte die glückliche Mutter mit feuchten Augen.“

„Ein Kind ist geboren,“ sagte gedankenverloren Hinterbichler.

„Ja es ist eine Neugeburt. Im Krankenhaus wäre Michael ganz sicher gestorben,“ ergänzte Silberstreifen.

„Ein richtiges Christkind. Lasst uns es holen.“ meldete sich Dr. Sorgenmüller flüsternd zu Wort.

„Nein, wir schreiben die Geschichte um: Nicht die Hirten kommen zu Christkind, sondern das Christkind kommt zu den Hirten.“ Engel holte das schreiende Kind. Es war ihm nicht mehr anzusehen, dass es noch vor ein paar Stunden wie eine Leiche aussah. Die Wangen waren prall und rot. Engel setzte sich in den Sessel. Silberstreifen zog den Fußteil aus. Engel hatte ihre Milch immer abgepumpt, damit ihr Kind nicht auf die Muttermilch verzichten musste. Nun konnte sie das Kind ganz normal stillen.

Die Milch lief bereits aus ihren prallen Brüsten. Genüsslich zog das Kind an der Mutterbrust, gluckste zwischendurch vor Vergnügen. Es schmeckte ihm bis in die Finger- und Zehenspitzen hinein, die ständig in Bewegung waren. Mit großen braunen Augen blickte Michael in die vielen Lichter.

„Ich brauche noch die Windeln, die sind im Auto“ Engel schaute zu den Männern auf, die andächtig um sie herum standen.

„Ich hole sie schnell!“, sagte Silberstreifen und eilte gleich los.

„Halt Benjamin, du brauchst noch den Autoschlüssel. Auf der Bank ist die Handtasche. Hol ihn dir raus.“ Silberstreifen nahm den Schlüssel und zog los. Als er wieder mit den Windeln zurückkam, war Engel mit Stillen fertig. Sie wickelte Michael auf Silberstreifens Bett. Silberstreifen zuckte es in den Fingern und dann konnte er nicht anders: er musste das Kind auf den Arm nehmen.

„Hast du Kinder, Benjamin?“

„Nein, meine Frau ist nach nur zwei Jahren Ehe an Leukämie gestorben.“ Ganz leise fügte Silberstreifen an: „Ich habe sie so geliebt. Wir wollten viele Kinder.“ Silberstreifen seufzte und streichelte innig das Kind.

„Und dann bist du ausgestiegen und zu den Indianern?“

„Ja, im alten Leben hätte mich zuviel an Elisabeth erinnert.“ Behutsam legte Silberstreifen das Kind auf die Decke. Michael war längst wieder eingeschlafen.

Engel beobachtete den Mann aufmerksam. Es war ihr als bestünde zwischen ihm und ihr ein festes Band. „Eigentlich bist du der Vater für Michaels zweite Leben!“, sagte Engel nachdenklich

„Nein nur die Hebamme“, sagte Silberstreifen lachend.

„Nein, ich spür es, es ist viel mehr, was euch verbindet!“ Silberstreifen schaute Engel erstaunt an, drückte kurz ihre Schulter, flüsterte nur noch: „Du schläfst hier beim Kind!“ und kehrte zu seinen anderen Gästen zurück. Diese hatten aufgeräumt und

sich auf die Bänke am Tisch zum Schlafen gelegt. Silberstreifen nahm den Sessel, der ihm überlassen wurde.

Unruhig wachte Silberstreifen auf. Er spürte, dass etwas Bedrohliches in der Luft lag. Er stand auf und sah durch das Frontfenster helle Scheinwerfer am Horizont. ‚Hildegard!‘, schoss es ihm durch den Kopf. Er rüttelte die beiden anderen Herren wach.

„Was ist den los? Es ist ja noch mitten in der Nacht!“, murmelten beide leicht zeitversetzt im Halbschlaf.

„Die Räumfahrzeuge kommen!“

„Und deswegen weckst du uns mitten in der Nacht?“, sagten beide nun zeitgleich.

„Hildegard ist in Gefahr. Die Polizei sucht sie doch!“

„Woher weißt du?“, fragte Hinterbichler erschrocken.

„Ich bekam einen Anruf. Sie versuchten rauszufinden, ob sie hier stecken geblieben ist.“

„Und du hast natürlich ja gesagt.“

„Nein hat er nicht,“ unterbrach Dr. Sorgenmüller. „Er hat gelogen und was von zwei Erwachsenen erzählt. Stimmt's Benjamin?“

„Stimmt. Aber sie haben mir dann erzählt, dass sie eine Mutter suchen, die ihr todkrankes Kind aus dem Krankenhaus entführt hat.“

„Eben“, sagte Dr. Sorgenmüller und grinste. Sie suchen eine Mutter, die ihr todkrankes Kind entführt hat. Schläft bei uns eine Mutter mit einem todkranken Kind? Mir ist niemand bekannt.“

„Du bist ein Teufelskerl!“ Hinterbichler boxte anerkennend Dr. Sorgenmüller in den Arm.

„Du bist also doch noch lernfähig, Bonifazius“, lobte Silberstreifen. „Dann lasst uns nach unserer Familie schauen.“ Wie drei Schulbuben, die einen Streich ausgeheckt haben, schlichen sie nach hinten. Mutter und Kind lagen einträchtig beieinander. Michael war schon wach und untersuchte im Dämmerlicht einer abgedeckten kleinen Lampe seine Füßchen und brabbelte leise vor sich hin. Er hatte ja noch viel nachzuholen. Die drei Herren hätten stundenlang zuschauen können, doch es waren schon die Geräusche der Räumfahrzeuge zu hören. „Hildegard, aufwachen!“, rief Silberstreifen und rüttelte die Frau sachte. Erschrocken wachte Engel auf und wusste erst nicht wo sie war. Irritiert schaute sie die drei Gestalten, die am Bett standen an. „Du bist bei mir im Wohnbus“, half Silberstreifen Engels Gedanken auf die Sprünge. „Hörst du, die Räumfahrzeuge sind da!“

„Wo ist Michael?“, schrie Engel auf, sah ihn aber gleich darauf neben sich spielen. „Michael, du bist wirklich gesund!“ Glücklich drückte und küsste sie das Kind.

„Du erdrückst es noch!“, rief Hinterbichler. Lächelnd nahm Silberstreifen den Knaben der Mutter ab, die ihn bereitwillig hergab. Während sie sich am Waschbecken der kleinen Toilette frisch machte, wechselte Silberstreifen die Windeln des Kindes.

Dr. Sorgenmüller und Hinterbichler fingen an ein Frühstück zu richten. Als Engel und Silberstreifen mit dem kleinen Michael zum Küchenbereich kamen, empfing Hinterbichler sie lachend mit einem ‚Frohe Weihnachten Heilige Familie.‘ Silberstreifen ging auffallend schnell weiter, während Engel sich noch bedankte und auch frohe Weihnachten wünschte.

Sie hatte gerade mit dem Stillen begonnen, als es klopfte. Ein Polizeibeamter stand vor der Türe. „Wem gehört der Bus?“, fragte er, als er die paar Stufen hoch in den Wohnbus kam.

„Mir“, antwortete Silberstreifen

„Wer hat den Unfallwagen gefahren?“

„Ich“, meldete sich Hinterbichler.

„Gut, dann kommen Sie bitte, wir haben ein paar Fragen und brauchen ihre Personalien.“ Hinterbichler ging mit dem Beamten mit. Kurz darauf kamen beide wieder.

„Sie sind der Mercedesfahrer?“, wandte der Polizist sich an Dr. Sorgenmüller.

„Ja.“

„Gut, Sie können weiterfahren, in dieser Richtung ist die Strasse frei.“

„Jetzt ist es zu spät dafür, ich muss wieder heim.“

„Nun, Sie können gleich vorsichtig wenden, bevor die Strasse für den Verkehr freigegeben ist. Der Arzt zog seine Jacke an und wollte jedoch mit dem Aussteigen noch warten bis der Beamte den Weg frei gemacht hatte.

„Der rote Golf?“

„Ist meiner“, sagte Hildegard leise.

„Es waren aber nur zwei Gäste gemeldet!“, reklamierte der Polizist.

„Tut mir leid, das war auch zu diesem Zeitpunkt so“, erwiderte Silberstreifen. Wir hatten das Auto nicht gesehen. Die Frau hatte mit ihrem Kind hier geklopft und ich habe sie in die Wärme gelassen.“

„Frau mit Kind, die suchen wir. Ich werde gleich den Rettungshubschrauber verständigen.“

„Für wen brauchen Sie einen Rettungshubschrauber?“, fragte Hinterbichler, sich dumm stellend.

„Für das todkranke Kind.“

„Für welches todkrankes Kind bitte schön? Ich sehe keines und ich muss es wissen, ich bin Arzt.“

Irritiert schaute der Beamte das rotwangige Kind auf dem Arm der Mutter an, welches schmatzend an der Mutterbrust sog. „Zeigen Sie bitte Ihren Ausweis.“

„Benjamin, meine Tasche bitte. Im Geldbeutel steckt der Ausweis, gib ihn mir bitte.“ Engel reichte die Karte an den Polizisten weiter.

„Aber Sie sind die zur Fahndung ausgeschriebene Hildegard Engel!“

„Weshalb zur Fahndung ausgeschrieben?“, fragte Silberstreifen ganz scheinheilig.

„Wegen Entführung des todkranken Kindes aus dem Krankenhaus.“

„Ja welches Kind meinen Sie um Himmels Willen?“, ergriff Dr. Sorgenmüller das Wort erneut, „Das hier wohl kaum. Schauen sie mal richtig hin! Schaut so ein todkrankes Kind aus? Mein Name ist Dr. Sorgenmüller, wie schon gesagt ich bin Arzt. Das Kind ist vollkommen gesund. Das Krankenhaus scheint sich getäuscht zu haben.“

„Na ja, es macht wirklich einen fitten Eindruck. Aber wie kommt die Kinderklinik darauf, dass es todkrank ist?“

„Vielleicht haben die was durcheinander gebracht. Weihnachten und wenig Personal. Sie können also getrost dort Entwarnung geben. Hier haben Sie meine Karte, falls es Schwierigkeiten geben sollte.“

„Gut, in etwa einer viertel Stunde ist der Weg frei, da sollten Sie Ihren Wagen gewendet haben. Frohe Weihnacht allerseits und schöne Feiertage.“

„Ihnen auch“, riefen alle vier dem Beamten erleichtert zu.

Hinterbichler erinnerte sich an das beschlagnahmte Handy und gab es an seinen Besitzer zurück. Dr. Sorgenmüller probierte sofort aus, ob es keinen Schaden erlitten hatte und rief in seiner Klinik an. Das Handy funktionierte noch und so teilte er dort mit, dass er die beiden Feiertage dringend bräuchte, um sich von den Folgen dieser Unwetterkatastrophe zu erholen. Seine Frau rief er an, um ihr zu sagen, dass er alles unbeschadet überstanden habe, jetzt heimkommen würde und die Feiertage frei genommen hätte.

„Alle Achtung! Du ist ein neuer Mensch geworden“, sagte Silberstreifen anerkennend. „Jetzt musst du nur noch mit deiner Frau reden und zwar über alles, damit sie verstehen kann, warum du besonders an Weihnachten immer geflohen bist!“

„Ja das werde ich tun. Können wir in Kontakt bleiben? Ich habe von dir noch viel zu lernen. Auch beruflich. Naturwissenschaft scheint doch nicht alles zu sein.“ Dr. Sorgenmüller schmunzelte. „Und du Hildegard? Wie geht es bei dir weiter?“

„Wie soll es schon weitergehen? Ich halte mich und das Kind mit Sozialhilfe über Wasser. Michael ist in der Entwicklung zurückgeblieben, den kann ich jetzt nicht in eine Krippe stecken, um zu arbeiten. Ich habe niemand in der Nähe, der Michael hüten könnte.“

„Wenigstens eine g'scheite Wohnung?“, fragte Hinterbichler.

„42 Quadratmeter müssen reichen. Hier außerhalb der Stadt können wir wenigstens viel draußen sein.“

„Das ist doch eine viel zu kleine Wohnung für eine Mutter mit Kind.“, empörte sich Dr. Sorgenmüller. „Das Kind braucht Platz und Auslauf. Ich werde Abhilfe schaffen.“

„Ich habe noch mein Haus zufällig hier in der Gegend. Ich habe den Wohnbereich nach Elisabeths Tod vermietet. Nur die Praxisräume nicht. Es waren Ihre und ich habe es nicht geschafft, die zu räumen. Es ist an der Zeit, dass ich wieder sesshaft werde und die Vergangenheit ruhen lasse!“ Silberstreifen drehte sich zu Engel. „Das Haus reicht natürlich für drei. Ich würde mich freuen, wenn du zu mir ziehen würdest,

sobald mein Haus frei ist. Ich werde die Praxis jetzt ausräumen und für mich einrichten, denn ich werde den Heilpraktiker machen. Ich habe gemerkt, dass das meine Berufung ist und nicht das Computerzeugs. Außerdem kann ich dann auf Michael aufpassen, wenn du Arbeit gefunden hast.“

Engels Augen leuchteten. Sie schaute Silberstreifen mit einem seligen Lächeln an. „Ich wusste es. Der Vater für Michaels zweites Leben. Gerne ziehe ich zu dir, Benjamin. Ja. Benjamin, du bist der geborene Heiler für Körper und Seele. Das haben wir ja alle gesehen. Bei mir in der Nähe ist übrigens ein Wanderparkplatz. Da kannst du dein Bus hinstellen, bis dein Haus frei ist. Und du Bonifazius sollst Michaels Pate werden und du Alois natürlich auch. Bitte.“

„Nur unter einer Bedingung“, ging Sorgenmüller auf den Wunsch ein, „du lässt dich von mir helfen.“

„Einverstanden. Dann gib mal so ein schönes Visitenkärtchen von dir. Ich glaube, es ist nämlich höchste Zeit, dass du dein Auto umdrehst.“

„Oh Gott, natürlich. Hier nimm und frohe Weihnachten alle zusammen, Wir hören voneinander.“ Dr. Sorgenmüller eilte davon.

Auch Engel machte sich und ihr Kind für die Heimfahrt fertig. Einen Moment standen Engel und Silberstreifen sich gegenüber, dann fielen sie einander um den Hals und verabschiedeten sich. Engel nahm die Babyschale und schaute Hinterbichler an. „Alois lasse dem Benjamin deine Telefonnummer und Adresse da, du frisch gebackener Pate. Dir und deiner Frau auch frohe Weihnachten. Es wird alles gut, glaube mir. Ihr müsst nur immer miteinander reden. Ciao ihr Beiden.“ Mit einem Handkuss verließ Engel den Bus und stieg in ihr Auto.

„Was ist mit dir Alois? Ich muss jetzt los, damit ich Hildegard nicht aus den Augen verliere!“

„Ich muss erst auf den Abschleppwagen warten und dann schauen, ob Isabelle bereit ist, mich wieder aufzunehmen und mich abholt.“

„Ich wünsch dir viel Glück. Deine Adresse und Telefonnummer brauche ich noch.“ Silberstreifen legte einen Zettel und einen Filzschreiber auf den Tisch. Hinterbichler schrieb das Gewünschte auf und verabschiedete sich schnell. Er hatte aus dem Augenwinkel gelb blinkende Lichter am Bus vorbeiziehen sehen. Als Hinterbichler um den Bus gegangen war, hing sein altes Auto schon am Haken des Abschleppdienstes und wurde mit einer Seilwinde aus dem Graben gezogen.

Silberstreifen fuhr dicht hinter Hildegard bis zum Waldparkplatz. In der darauf folgenden Zeit hielt er sich meist in Hildegards Wohnung auf. Seinen Bus suchte er nur noch zum Schlafen auf.

Aus der Schicksalsgemeinschaft wurde sehr schnell eine freundschaftliche, die immer füreinander da war und besser zusammenhielt, als so manche Familienbande. Sie wohnten alle nah beieinander. Dadurch konnten sie viel zusammen unternehmen. Hinterbichler war glücklich mit seiner neuen Töpferei und die drei Freunde waren seine ersten Kunden.

Dr. Sorgenmüller schaffte es, mehr Zeit für seine Familie zu haben, so dass auch dort der Haussegen wieder hergestellt war.

An Ostern wurde aus Engel, Michael und Silberstreifen im Haus eine richtige kleine, glückliche Familie mit Trauschein. Engel-Silberstreifen half ihrem Mann in der Praxis. Michael hatte seine Entwicklungsverzögerung schnell aufgeholt und als sich der Jahreskreis wieder schloss, konnte am Heilig Abend Michael nicht nur den ersten Geburtstag seines zweiten Lebens feiern, sondern auch die Geburt seiner Zwillingsschwestern.

TRÄNENFLOCKENTRÄUME

„Jetzt hock di' hin. Was bist so ungemütlich. Da kannst noch so starren, da kommt keiner,“ die unfreundliche, schrille Stimme der Margit Meierhuber durchbrach die dämmrige Stille des Zimmers. „Schau g'scheiter in den Fernseher! Da hat's jetzt schöne Filme!“

Draußen schwebten weiße Flocken vom Himmel und hüllten alles in eine friedliche Stille. Helene Lichtlein stand am Fenster ihres Zimmers und starrte hinaus. „Sicher ist sicher,“ hatte ihr Sohn Ludwig zu ihr gesagt. „Es ist ja nur Kurzzeitpflege, bis wir wieder da sind. Die zwei Wochen wirst du wohl noch aushalten!“ Helene wusste genau, dass ihr Sohn nur deshalb mit seiner Familie über Weihnachten und dem Jahreswechsel nach Mallorca fliegt, um einen Grund zu haben, seine Mutter ins Altersheim abzuschieben. Seit Helenes Mann vor vier Jahren gestorben war, verbrachte sie den Heilig Abend und den 1. Weihnachtsfeiertag in der Familie ihres Sohnes. Der 2. Feiertag gehörte ihrer engsten Freundin Sibylle. Sie hatte schon gemerkt, dass es ihrer Schwiegertochter Irene nicht recht passte, dass sie da war. So richtig warm hatten sie nie miteinander werden können.

Als ihre Zimmergenossin das Licht anmachte, zuckte sie unwillkürlich zusammen und schaute sich erschrocken um.

„Was guckst so? Ich will nicht im Dunkeln rumsteh'n“, sagte Margit unwirsch. – „Nicht einmal ein Einzelzimmer war ich ihm Wert!“, dachte Helene. „Jetzt muss ich mit der unangenehmen Person das Zimmer teilen. Nie kann ich für mich allein sein! Ich geh' wieder heim! Wenn's Ludwig nicht weiß, dann muss er sich keine Sorgen machen!“ Helene packte ihre Sachen in den Koffer und wollte gerade das Taxi anrufen, als die Tür aufging und Pflegerin Natascha eintrat.

„Die will abhauen!“, rief Margit mit ihrer schrillen Stimme der Pflegerin zu.“

„Frau Lichtlein, was machen Sie da?“, fragte Natascha freundlich und ging auf die alte Dame zu.

„Was soll ich da. Ich kann genauso gut daheim einsam sein. Da muss ich nicht mit so einer unangenehmen Person zusammen sein.“

„So eine Frechheit, ich bin keine unangenehme Person. Unangenehm soll ich sein, haben Sie das gehört Schwester? Eine Frechheit ist das! Sagt die, dass ich unangenehm bin...“

„Beruhigen Sie sich doch Frau Meierhuber. Frau Lichtlein hat's nicht so gemeint. Sie ist einfach unendlich traurig, dass sie dieses Jahr nicht mit ihrer Familie Weihnachten feiern kann.“

„Ja, ja das kennt man, wenn's ums Erben geht, dann sind sie wieder da, aber sonst ist man im Weg!“ Margit brummelte noch ein wenig schimpfend vor sich hin, bis sie endlich ganz Ruhe gab.

„Frau Lichtlein“, wandte sich die Pflegerin Helene zu. „Ich kann Sie nicht gehen lassen. Wir haben die Verantwortung für Sie. Sie waren doch einverstanden und haben den Vertrag unterschrieben. Glauben Sie mir, es wird noch ganz schön heute und Sie sind nicht einsam. Sie brauchen nur runter in den Aufenthaltsraum zu gehen. Da finden Sie sicher einen Ansprechpartner. Außerdem haben wir heute noch die Weihnachtsfeier, die ist immer sehr schön und feierlich.“

„Am Nachmittag und wenn der Heilig Abend richtig losgeht, ist alles vorbei.“

„Das ist richtig, aber das Personal möchte zur Bescherung bei der Familie sein. Sie haben doch ein Fernseher im Zimmer, da gibt es am Heilig Abend immer schöne Filme. Sie werden sehen, da geht die Zeit schnell rum.“

„Pah, das ist doch kein Ersatz für die Familie. Da ist man auch allein.“

„Natürlich ist der Fernseher kein Ersatz für die Familie. Aber sie sind doch nicht allein. Sie haben doch Frau Meierhuber. Sie ist ganz nett, wenn Sie ein bisschen freundlich zu ihr sind. Und jetzt ist schon Mittagessenszeit. Sie sind ja noch rüstig. Wir haben Sie darum unten im Speisesaal eingeplant, damit sie eine Ansprache haben. Ich begleite Sie und zeige es Ihnen.“

„Und der Koffer?“, fragte Margit.

„Was Koffer?“, fragte die Pflegerin irritiert zurück.

„Die hat den Koffer noch nicht ausgepackt.“

„Ach so, Frau Meierhuber. Das hat doch auch nach dem Essen Zeit.“

„Da leg ich mich hin und will meine Ruh. Da kann die net rumkruschteln“

„In Ordnung Frau Meierhuber, dann machen wir das jetzt Frau Lichtlein?“

„Können Sie meinetwegen machen.“, sagte Helene resigniert zur Pflegerin.

„Ich dachte Sie räumen Ihre Sachen selber ein und ich helfe Ihnen.“

„Ach räumen Sie nur ein, Schwester Natascha. Es hat doch alles keinen Sinn.“

Besorgt blickte Natascha auf die nun in sich zusammengesackt dasitzende Frau und räumte dann den Inhalt des Koffers wieder in den Schrank. Sie kam sich so hilflos vor. Ihr tat die alte Frau leid und konnte doch nichts an der Situation ändern.

„Kommen Sie Frau Lichtlein, gehen wir in den Speisesaal. Ich bin fertig mit einräumen.“, forderte Natascha die Seniorin auf und fasst sie unter den Arm, um ihr aufzuhelfen. Mit einem unwirschen „kann ich allein“ schubste sie die Pflegerin zur Seite.

Im Speisesaal setzt sich Helene auf den für sie reservierten Platz. Sie grüßte kurz ihre Tischgenossen und starrte dann schweigend auf den Tisch. Natascha zog kurz ratlos ihre Schultern hoch und verließ den Speisesaal. Das Essen ließ nicht lange auf sich warten. Helene aß schweigsam und ohne auch nur einmal aufzublicken. Nach dem Essen stand sie schnell auf, verabschiedete sich kurz und fuhr mit dem Lift zum zweiten Stockwerk, auf dem sich ihr Zimmer befand. Sie zog ihren Mantel an und nahm ihren Regenschirm, um die Zeit bis zur Weihnachtsfeier mit einem Spaziergang auszufüllen. Sie war froh, dass ihre Mitbewohnerin noch nicht vom Essen zurück war. Vom Pflegepersonal unbemerkt verließ sie das Heim und machte einen ausgiebigen Spaziergang im nahe gelegenen Park. Sie blieb immer wieder stehen und beobachtete die Schneeflocken, wie sie im ruhigen Gleichmaß auf die Erde schwebten. Helene spürte dabei einen großen Frieden in ihrer Seele.

Kurz vor der Weihnachtsfeier kehrte sie zurück. Im Speisesaal waren die Tische zu langen Tafeln zusammengestellt und weihnachtlich geschmückt. Teller mit Plätzchen und Stollen standen bereits darauf. Alles war fertig für das weihnachtliche Kaffeetrinken. Die meisten Plätze waren schon belegt. Die zwei Stunden vergingen wie im Flug mit Weihnachtsliedersingen und Lauschen der Geschichten, Gedichte und der kleinen Weihnachtsrede der Heimleiterin. Der Kaffee und das Gebäck schmeckten Helene recht gut. Sie hatte eine Zeit lang alles um sich herum vergessen können. Jeder bekam vom Haus einen Wandkalender mit Motiven der Stadt als Weihnachtsgeschenk.

So schön die Weihnachtsfeier auch war, so groß war das Loch danach. Es war kurz vor halb fünf, als sie mit den letzten Bewohnern den Raum verließ. Und jetzt? Zuhause würden sie jetzt ihren Weihnachtskaffee einnehmen und dann miteinander musizieren, bis Ludwig zur Bescherung läutete. Helene hatte verhindern können, dass die

Wachskerzen durch elektrische Kerzen ersetzt wurden. Die Kinder beschenkten sie jedes Mal mit ihren großen, glücklich staunenden Augen.

Aber hier? Hier war jetzt schon alles vorbei.

Außer denjenigen, die von einer inneren Unruhe getrieben unentwegt den Gang auf und ab liefen und ein paar, die im Aufenthaltsbereich vor sich hin starrten bis das Abendbrot kam, war niemand mehr zu sehen. Helene wusste nicht, wo sie hin sollte. Alles erschien ihr trostlos. Im Aufenthaltsbereich war der laufende Fernseher die einzige Ansprache. Im Zimmer war die ihr unsympathische Zimmergenossin, die jetzt sicher auch fernsehen würde. Immer mehr Tränen rollten der Seniorin über die Wangen. Sie fühlte sich einsam und verlassen an diesem fremden Ort.

Helene lenkte ihre Schritte hinaus vor die Türe des Seniorenheimes. „Erfrieren soll gar nicht schlimm sein“, ging es ihr durch den Kopf, während sie dem Schneetreiben zuschaute.

„Um Himmelswillen, was machen Sie da draußen in der Kälte ohne Mantel und in Hausschuhen!“, rief Schwester Hildegard erschrocken Helene zu. „Wie lange stehen sie schon da draußen?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Helene leise. „Hier bin ich niemandem im Weg“

„Sie sind drinnen doch auch niemanden im Weg.“

„Doch, der Frau in meinem Zimmer und der Irene, meiner Schwiegertochter und Ludwig, meinem Sohn. Am besten ist es, wenn ich tot wäre!“

„Frau Lichtlein sagen Sie so was nicht. Ihr Sohn liebt sie sicher und wäre traurig, wenn sie tot wären. Kommen Sie, setzen Sie sich mal hier in den Sessel und ich hole Ihnen einen heißen Tee.“ Schwester Hildegard führte Helene zu einer Sitzgruppe im Erdgeschoss mit zwei Ohrensesseln und einem kleinen Holztischchen. Helene setzte sich in den Sessel mit Blick auf die Terrasse. Ihre Blicke verloren sich im Schneegestöber. „Frau Lichtlein hier ihr Tee.“

„Danke.“ Helene nahm den heißen Tee entgegen. Als sie ihn ausgetrunken hatte, stellte sie die Tasse hin und ging in ihr Zimmer.

Wortlos stellte sie sich wieder ans Fenster und schaute dem Schneetreiben zu.

Tränen begannen das Flockengewirbel zu verwischen und Helene sah sich als kleines Kind vor dem leuchtenden Christbaum und dann Tante Frida, die Patin ihrer Mutter. Ja, Tante Frida. Wie lange hatte sie nicht mehr an sie gedacht. Sie war ledig ge-

blieben und hatte in der Eisenwarenhandlung ihres Bruders gearbeitet und auch bei ihm gewohnt. Als Onkel Karl starb zog sein Sohn mit seiner Familie ins Haus und für Tante Frida war kein Platz mehr. Helens Mutter nahm ihre Patin zu sich ins Haus. Tante Frieda war eine liebe und gutmütige Frau. In der Regel saß sie in ihrem Ohrensessel an dem blauen Kachelofen im Wohnzimmer und strickte. Wenn die Kinder bei ihr waren erzählte sie dazu Märchen. Und sie konnte Märchen erzählen! Helene seufzte leise. Tante Frida hatte immer ein offenes Ohr und wusste immer einen Rat. Ein wohliges Gefühl der Wärme und Geborgenheit umgab Helene. Sie wischte ihre Tränen ab und beobachtete zufrieden die Schneeflocken.

„Was stehst deine Beine in Bauch?“ Jäh wurde sie von ihrer Zimmergenossin in die Realität zurückgeholt. „Da draußen gibt's doch nichts zu schauen. Ist doch dunkel.“

„Na und?“, erwiderte Helene müde.

Erneut liefen ihr Tränen die Wangen herab und ließen das Schneetreiben verschwimmen. Abermals sah sie ein Bild. Wieder war es Weihnachten und sie schon groß. Sie packte ein großes Paket aus, eine moderne Reiseschreibmaschine. Wie stolz war sie, in ihrer Ausbildung zur Bürokräft nicht mehr mit einer geliehenen schweren Schreibmaschine umgehen zu müssen, die nur auf einem Wagen transportiert werden konnte. Die Neue konnte sie so in der Hand tragen und das wichtigste – es war ihre eigene! Wie stolz war sie damals gewesen. Sie hatte sich den ganzen Abend ausgemalt, wie sie als Chefsekretärin in chicen Kleidern in einem pompösen Büro saß und auf ihrer Maschine die Geschäftspost erledigte. Sie war damals überzeugt gewesen, dass eine eigene Schreibmaschine der Türschlüssel für die Chefetage ist. Helene spürte den Stolz in ihrer Brust, als sie ihre Tränen trocknete. Auch wenn sie schmerzlich lernen musste, dass das mit der Chefsekretärinnenstelle nicht so einfach ging und ihre Schreibmaschine gar keinen Einfluss auf die Art der Arbeitsstellen hatte, so hatte sie es dennoch zu etwas gebracht. Sie war zum Schluss die rechte Hand ihres Papierfabrikchefs gewesen. „Da braucht keiner zu kommen und mich für blöd verkaufen!“, dachte Helene grimmig.

Wieder musste sie leise weinen, als sie an ihren Sohn und ihre Schwiegertochter dachte, die sie einfach über Weihnachten und Jahreswechsel in dieses Heim abgeschoben hatten. Sie wollen sicher ihr Haus für sich und da war sie im Weg. Ludwig wohnte mit seiner Familie mitten in der Stadt in einer modernisierten Altbauwohnung

und redete schon lange davon an den Stadtrand zu ziehen, wo es ruhiger war und mehr Grün drumherum gab. Er hatte immer wieder Andeutungen gemacht, dass Helene so alleine in dem großen Haus lebte, während er mit seiner Familie beengt in einer Wohnung leben würde. Direkt hatte Ludwig nie mit seiner Mutter darüber gesprochen, sondern nur Anspielungen gemacht, aber Helene tat immer so, als würde sie das gar nicht merken.

Die Seniorin schluchzte kurz auf und musste wieder weinen. Es war ihr, als würde sich der Schneeschleier draußen teilen und sie sah sich mit Jakob mit dem sie damals verlobt war, den Weihnachtsbaum und das Zimmer bei ihren Eltern schmücken. Helene musste unwillkürlich leise lachen. Sie hatten in erster Linie herumgeblödet, sich allerlei Unfug einfallen lassen. So hatten sie Papas Socken genommen, die zum Trocknen an der Heizung hingen und mit Wäscheklammern in den Christbaum gehängt. Als ihr Vater sie holen wollte, stand er erst einmal ungläubig, sich am Kopf kratzend an der Heizung. Er schien zu grübeln, ob er wirklich seine Socken dort hingehängt hatte. Dann rief er nach Mama, doch sie beteuerte ihre Unschuld was das Forttragen der Socken anbelangte. Er ahnte ja nicht zu welchem Schabernack sein zukünftiger Schwiegersohn seine brave Tochter anstiftete. Eine Weile hatte ihr Vater noch schimpfend nach den Socken gesucht und dann welche aus dem Schrank genommen.

Als sie vor dem Christbaum ‚O du fröhliche‘ sangen, stolperte Helenes Vater mit dem Gesang und als Helene zu ihm hinüberschielte, sah sie ihn erst auf seine Socken im Christbaum starren und dann seine Augen schnell und verschämt zu den Familienangehörigen wandern, um zu prüfen, ob sie die Socken auch schon entdeckt hatten. Doch niemand ließ sich etwas anmerken. Als sie nach dem Singen zum Tisch gingen meinte Helenes Mutter trocken: „So fängt’s an, dass man nicht mehr weiß, wo man seine Sachen hinräumt.“ Jakob konnte sich nun nicht mehr beherrschen und prustete los. „So, so“, meinte darauf lachend Helenes Vater, „dir Bürschchen habe ich das also zu verdanken. Pass auf, dass Du mir nicht zu nahe kommst!“

Es war ein heiteres Weihnachtsfest, wie Helene keines zuvor erlebt hatte. „Ach, ja, das war schön“, murmelte sie leise vor sich hin.

In dem Augenblick musste sie an Jakob, ihren sehr geliebten Mann denken, was sogleich wieder die Tränen in die Augen schießen lies.

Das Schneetreiben verwandelte sich zu einem neuen Bild: Es war das erste Weihnachten nach ihrer Hochzeit. Sie hatten beschlossen in ihrer kleinen Wohnung alleine zu feiern. Beide waren jedoch beruflich so eingespannt, dass sie erst am 24. Dezember dazu kamen Baum und Weihnachtsschmuck zu kaufen. Die Auswahl war sehr klein. Sie erhielten noch ein kleines mageres Bäumchen mit wenigen dünnen Ästen. Sie fanden keine Christbaumkugeln mehr, die ihnen gefallen hätten. Ein paar Strohsterne waren noch zu haben. So kauften sie beim Obsthändler noch ein paar kleine rote Äpfel. Die sollten als Christbaumkugellersatz dienen. Christbaumkerzen waren bereits ausverkauft.

Sie hatten ihr Bäumchen geschmückt und im Zimmer normale Kerzen verteilt. Es mochten acht oder neun gewesen sein. Mehr Kerzenständer hatten sie damals nicht. Sie aßen erst den bereits vorbereiteten Geflügel- und Karottensalat und als Nachtmisch Weihnachtsplätzchen und dann sangen sie das ganze Weihnachtsliederbuch von vorne bis hinten durch. Jakob spielte dazu Gitarre. „Ach war das ein schönes und besinnliches Weihnachtsfest gewesen“, dachte Helene wehmütig. „Eigentlich das besinnlichste, was ich je erlebt habe.“ Helene war ganz erfüllt von diesem Bild. Sie spürte, wie eine tröstliche Wärme in ihr aufstieg.

„Willst eigentlich da am Fenster festwachsen?“ Helene zuckte zusammen. „Komm setz dich hin!“, rief Margit ihrer Zimmergenossin weiter zu. „Schau, da kommt jetzt ein schöner, alter Weihnachtsfilm.“ Helene drehte ihren Kopf zum Bildschirm. Als sie die fröhlichen Kinder sah, hatte sie abermals Tränen in den Augen, die langsam die Wangen runterrollten. Schnell wandte sich Helene wieder dem Fenster zu und sah mit verschleiertem Blick in die Ferne. Sie sah ihren Sohn Ludwig an seinem ersten Weihnacht, noch auf ihrem Arm. Sie sah ihn in seinen Kindheitstagen mit seinen staunenden Augen vor dem Lichterbaum stehen, die im Laufe der Jahre langsam in ein Leuchten überging. Helene sah Ludwigs einzelne Lebensstationen an ihren Augen vorbeiziehen. Noch als Jugendlicher freute sich Ludwig auf das Weihnachtsfest, auf den Augenblick, als die Türe zum Weihnachtszimmer aufging und der Lichterbaum in voller Pracht zu sehen war. Ludwig war immer fröhlich und so voller Glückseligkeit an Weihnachten - bis er geheiratet hatte, ja bis er verheiratet war...

Ein schmerzhafter Stich schoss durch Helens Herz und sie fasste sich unwillkürlich an die linke Brust und sank leblos zu Boden.

„Was machst du da?“, schrie aufgeregt Margit. Sie spürte, dass ein Unglück geschehen war und drückte voller Panik den Notknopf. Im selben Augenblick öffnete sich nach einem kurzen klopfen die Türe. Margit schaute sprachlos, überrascht den eintretenden Herrn an. Er hatte eine stattliche Figur, weiße Haare, die sich von dem sonnengebräunten Gesicht stark abhoben. „Wo ist... um Himmelswillen Helene...“ Johannes Stern stürzte auf die am Boden liegende Frau zu, kniete sich nieder und fasste mit zwei Fingern an den Hals, um ihr den Puls zu fühlen, der bereits nicht mehr vorhanden war. Sofort begann er mit den Wiederbelebungsmaßnahmen. An seiner ruhigen Handlungsweise merkte man, dass er darin Übung hatte. Johannes hatte lange als Sanitäter gearbeitet. „Helene, das kannst du doch nicht machen.“ sagte er immer wieder zwischendurch. Zur gleichen Zeit, wie der Herzschlag wieder einsetzte, betrat Schwester Marlene das Zimmer, die nun mit dem Dienst dran war. Sie hatte in einem anderen Zimmer länger zu tun gehabt.

„Ich kann nichts dafür... der war plötzlich da... ich hab nichts g'macht... die ist einfach umg'fallen...“ kreischte Margit der Schwester zu.

„Beruhigen Sie sich Frau Meierhuber, ich weiß ja, dass sie nicht schuld sind!“

Schwester Marlene tätschelte sanft der alten Frau auf die Schulter, um sie zu besänftigen, dann ging sie auf den fremden Gast zu. „Wer sind Sie? Was ist passiert?“

Als würde Johannes nichts hören klopfte er mit seinen Handflächen auf Helenes Wangen und rief „Komm Helene, mach die Augen auf, ich bin's der Johannes!“ Helene öffnete die Augen und schaute erst Johannes an und danach Schwester Marlene. Johannes drehte sich zur Pflegerin um. „Darf ich mich vorstellen: Ich bin Johannes Stern und Helenes enger Freund. Genauer gesagt, ich liebe sie. Ich bin untröstlich, dass ich sie nicht früher gefunden habe. Ich habe gespürt, dass es Helene nicht gut geht. Ich habe versucht sie telefonisch zu erreichen und als sie sich nicht meldete, da bin ich zu ihr gefahren. Aber es hat niemand auf mein Klingeln reagiert. Ich sag's Dir Helene“, wandte sich Johannes wieder seiner Geliebten zu, „Du glaubst gar nicht, was ich für eine Angst gehabt habe um Dich. Ich habe wie ein Irrer an die Türe getrommelt. Deine Nachbarin hat das mitbekommen, mir was von Altersheim erzählt und davon gibt's einige! Und dann kenne ich ja nur Dein Vorname und Dein Alter!“ „Jetzt bist Du da, das ist die Hauptsache“, sagte Helene mit schwacher Stimme.

„Ja das ist die Hauptsache. Aber jetzt nicht mehr lange rumgeredet.“ Johannes schaute zur Schwester Marlene: „Helene muss schnellstens ins Krankenhaus, sie hatte einen Herzstillstand.“

„Sind sie Arzt?“, fragte die Schwester irritiert.

„Nein, aber viele Jahre Sanitäter“, antwortete Johannes während er die Nummer des Rettungsdienstes auf seinem Handy wählte, um ihn zu alarmieren. Johannes kniete noch immer neben seiner Liebsten und begann ihre Hände zu streicheln. Sein Blick ruhte voller Liebe auf Helene. Schwester Marlene stand unsicher daneben und blickte gerührt auf das betagte Liebespaar. Zum ersten Mal sah sie Helene lächeln.

„Ach schauen Sie doch bitte nach dem Rettungsdienst, damit er weiß wo wir sind“, bat Johannes die Pflegerin, die sogleich davoneilte.

Helene war glücklich. Es war ihr bewusst geworden, dass sie weit mehr, als eine Freundschaft mit Johannes verband, dass sie ihn innig liebte. Im Frühjahr waren sie sich zum ersten Mal in der Bibliothek begegnet und hatten gleich eine starke Verbundenheit gespürt. Seitdem hatten sie viel gemeinsam unternommen. Helene hatte dabei immer nur den Augenblick genossen, der jedes Mal so voller Glückseligkeit war. Weitere Gedanken hatte sie sich nie gemacht, aber jetzt wusste sie, dass sie mit dem Mann ihren Lebensabend verbringen wollte. „Ich liebe dich!“, hauchte sie. Ihre Stimme drohte zu versagen.

„Ich dich auch“, antwortete Johannes

Margit saß regungslos und staunend in ihrem Sessel. Sie wagte kaum zu atmen. Das war alles viel schöner, als der schönste Liebesfilm im Fernseher.

Der Notarzt untersuchte Helene und machte ein EKG, konnte aber nichts Auffälliges feststellen. „Alles in Ordnung! War Frau Lichtlein besonderen seelischen Belastungen ausgesetzt?“, fragte der Notarzt die Schwester.

„Ja, sehr großen, weil ihr Sohn sie zu uns gebracht hat. Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht mehr Leben wollte.“

Bei diesen Worten erschrak Johannes zutiefst. Er wandte sich kurz entschlossen zu Schwester Marlene: „Ich habe eine Dreizimmerwohnung im betreuten Wohnen und möchte Helene sofort zu mir nehmen, wenn Sie einverstanden sind. Es ist genug Platz. Ich habe noch ein Schlafsofa für Gäste dort. Du kommst doch mit mir Helene? Dort können wir selbstbestimmt leben und bekommen doch die Pflege und Hilfe, die wir brauchen.“

„Ja“, antwortete Helene. „Ich darf doch, Schwester Marlene?“

„Ja, natürlich. Ich glaube es ist das Beste für Sie. Sie fühlen sich dann nicht mehr so alleine und haben jemand Fachkundiges bei sich, falls Ihr Gesundheitszustand sich wieder verschlechtern sollte.“

„Das glaube ich nicht“, unterstützte der Notarzt die Pflegerin, „denn es fällt ja die Ursache weg. Kommen Sie Frau Lichtlein, ich helfe Ihnen auf.“

„Und ich packe ihre Sachen in den Koffer.“ Mit diesen Worten ging die Pflegerin zum Kleiderschrank.

Der Notarzt und die Sanitäter verabschiedeten sich und Johannes half beim Packen, während Helene leicht erschöpft, aber übergücklich sich in den leeren Sessel setzte.

„Soll ich ein Taxi bestellen?“, fragte die Schwester, als sie mit ihrer Arbeit fertig waren.

„Nein, ich bin mit dem Auto da.“

„Darf ich fragen, wie alt sie sind Herr Stern?“

„Raten Sie mal, Schwester Hildegard.“

„Zwischen 65 und 70.“

Johannes lachte laut. „Danke für das Kompliment. Ich bin 79.“

„Alle Achtung! Dann wünsche ich ihnen Beiden alles Gute – Ach ja, würden Sie mir bitte noch Ihre Adresse und Telefonnummer aufschreiben, damit ich Frau Lichtleins Sohn Bescheid geben kann.“

„Selbstverständlich. Hier ist meine Visitenkarte.“

„Aber erst wenn er anruft, oder sie mich abholen wollen“, wand Helene ein.

„Ist in Ordnung. Alles Gute Frau Lichtlein. ich bin so froh, dass sie jetzt jemanden haben. Hoffentlich waren die Räumfahrzeuge unterwegs. Es hat zumindest aufgehört zu schneien.“

„Ja mittlerweile sind die Straßen gut befahrbar“, antwortete Johannes. Sie verabschiedeten sich herzlich von der sichtlich erleichterten Schwester und der Zimmergenossin, die fassungslos und irritiert dasaß. Sie wusste nicht mehr so recht, ob sie das alles träumte oder erlebte. Die Pflegerin blieb deshalb noch bei Frau Meierhuber und kümmerte sich um sie.

Der erste Weihnachtsfeiertag war sonnig und schön. Helene und Johannes beschlossen nach Neujahr zusammenzuziehen. Sie holten zwischen den Jahren alles aus Helenes Haus, was sie für das gemeinsame Wohnen brauchte, Den Rest ließen sie in einem Lagerhaus einstellen, falls Helenes Sohn und seine Familie noch was haben

wollte. An Silvester, war das Haus leer und von Helenes Putzhilfe gereinigt. Helene beauftragte einen Makler das Haus zu verkaufen, denn sie wollte ihren Anteil zu der neuen Wohnung beitragen und finanziell unabhängig sein. So ging Helene unbeschwert mit der frischen Liebe in das neue Jahr.

Ludwig hatte seine Mutter kein einziges Mal angerufen. Am Heilig Abend hatte er es vergessen und dann einen Anruf vermieden, weil er Sorge hatte, seine Mutter würde ihn mit Vorwürfen überhäufen. So fiel er aus allen Wolken, als er in dem Zimmer, in dem er seine Mutter untergebracht hatte eine fremde Frau vorfand. Erst von der diensthabenden Stationsleitung Schwester Friederike erfuhr er, dass seine Mutter zu ihrem Freund gezogen war. Ludwig war empört: „Wie konnten Sie das zulassen. Das ist doch pervers in diesem Alter!“

„Das ist doch nicht pervers, wenn man sich im Alter noch einmal verliebt, sondern sehr schön! Außerdem ist Ihre Mutter volljährig und steht nicht unter Betreuung, kann also über ihr Leben selbst bestimmen. Wir sind hier doch kein Gefängnis!“

„Sie haben hier die Verantwortung, dass nichts passiert. Ich habe meine Mutter extra zur Kurzzeitpflege gebracht, damit nichts passiert und sie zuhause alleine und hilflos ist!“

„Nur deswegen? Ich weiß, dass sie der Heimleitung gesagt haben, dass es mit der Option für eine Langzeitpflege geschieht! Und eins kann ich Ihnen sagen: Ihre Mutter hat hier nichts zu suchen, auch für eine Kurzzeitpflege nicht. Dazu ist sie geistig und körperlich noch viel zu fit. Zur Sicherheit hätten Sie den Hausnotrufservice vom Roten Kreuz oder einer anderen Organisation nutzen können, das hätte vollkommen gereicht. Sagen Sie mir also nicht, sie hätten Ihre Mutter aus Sorge bei uns untergebracht! Ist Ihnen eigentlich klar, was Sie da angerichtet haben? Ihre Mutter hat sich am Heilig Abend ohne Mantel und Jacke draußen bei der Kälte hingestellt und wollte sterben. Wir haben es Gott sei Dank frühzeitig gesehen. Aber später ist sie leblos zusammengebrochen ohne medizinische Ursache, wie es sich später herausstellte. Ich würde mal sagen die Ursache war, dass Sie ihr das Herz gebrochen haben! Dass sie Ihre Mutter nicht im Leichenschauhaus besuchen müssen, verdanken Sie nur der großen Liebe zwischen Herrn Stern und Ihrer Mutter!“

Ludwig war immer mehr in sich zusammengesackt, als er hörte, was er mit der ganzen Aktion bewirkt hatte. Er bereute es zutiefst, dass er sich so hatte von seiner Frau gegen seine Mutter beeinflussen lassen.

„Sie haben Recht, ich habe meine Mutter schändlich im Stich gelassen, das ist unverzeihlich. Ich hätte Sie besser vor meiner Frau verteidigen müssen. Meine Kinder haben es sicher auch gespürt, dass es nicht in Ordnung war und haben uns deshalb das Leben so schwer gemacht auf Mallorca. – Sie tun es eigentlich immer noch.“

„Es ist zum Glück noch mal gut gegangen. Sie sollten es Ihren Kindern sagen, dass Sie es jetzt einsehen, dass es nicht in Ordnung war, was sie gemacht haben und von der glücklichen Wende erzählen, von der neuen Liebe. Nehmen Sie die Kinder möglichst bald zu ihrer Mutter mit.“

„Ja Sie haben Recht. Danke für das offene Gespräch. Ihnen alles Gute. Auf Wiedersehen.“ Ludwig drückte schnell die Hand der Stationsleiterin und ging. Er schämte sich zutiefst.

Ehe er zu der neuen Adresse fuhr, wollte er noch beim Haus seiner Mutter vorbeischauen, ob alles in Ordnung ist und was seine Mutter alles mitgenommen hatte. Der Schock saß tief, als er das Verkaufsschild des Maklers am Fenster haften sah. Seine Gefühle liefen Achterbahn zwischen Wut, Verzweiflung, Scham und Schmerz. Er hatte sich so auf das Haus gefreut und nun war es weg. Aber er schämte sich auch, dass er auf Anregung seiner Frau seine Mutter ins Altersheim gebracht hatte. Er musste sich eingestehen, dass er kein Recht hatte über seine Mutter zu bestimmen und für sie zu entscheiden. Besonders hatte er kein Recht sich das Haus unter den Nagel zu reißen. Er verstand sich selber immer weniger. Ludwig besorgte Brot und Salz für den Wohnungseinstand und einen großen Blumenstrauß.

In versöhnlicher Stimmung betrat er die Einrichtung und suchte die Wohnung seiner Mutter und ihres Lebensgefährten auf. Er entschuldigte sich für sein Fehlverhalten und seine Mutter verzieh ihm erleichtert. „Weißt Du, was ich daraus gelernt habe, Ludwig?“

„Nein Mama.“

„Egal was passiert, die schönen Erinnerungen kann uns keiner mehr wegnehmen und sie können uns über so manches hinwegtrösten. Ich habe es nur viel zu spät verstanden. So hat die traurige Geschichte auch ihr Gutes.“ Liebevoll schaute Helene ihren Sohn an und erklärte den Grund weshalb sie das Haus verkaufen will.

Ludwig konnte es sehr gut verstehen. Das glückliche Liebespaar stimmte Ludwig fröhlich und stärkte ihn für die Auseinandersetzung mit Irene, die er zu Hause erwartete. Sie war dann auch sehr heftig. Noch nie hatten sie sich so gestritten.

So wie nach einem reinigendem Gewitter die Sonne wieder scheint, kehrte danach Frieden bei den Eheleuten ein. Irene hatte ihr Verhalten gegenüber ihrer Schwiegermutter grundlegend ins Positive geändert. Mit finanzieller Unterstützung Helenes konnten sie sich ein kleines Häuschen am Stadtrand mieten. Das was sie von den untergestellten Sachen nicht benötigten, durften sie zudem auf eigene Rechnung verkaufen.

Johannes und Helene heirateten an Pfingsten und Ludwig besuchte sie mit seiner Familie, so oft er konnte. Zu den Festen waren Helene und Johannes immer bei Ludwigs Familie zu Gast.

INHALT

Advent – Ein Weg zum inneren Licht.....	2
Der frustrierte Weihnachtsmann	14
Der traurige Weihnachtsbaum	16
Das Weihnachtswunder	21
Wo Liebe ist, ist Weihnachten	30
Schneesturm am Heiligen Abend	50
Tränenflockenträume	88